

Tabaka Derby Messer

**Messer's Gesammelte Horrorgeschichten
Band II**

**Acht Gruselgeschichten und ein Gedicht
aus der Welt des Grotesken und Makabren**

Herausgegeben im Selbstverlag

Die größte Sünde, die ein
Autor begehen kann, ist,
eine Leser zu langweilen.

Vorwort

Sehr geehrter Leser,

ich heiÙe Sie herzlich willkommen im Reich der Messer'schen Phantasie!

Der hier vorliegende Band ist nach »Messer's Gesammelte Horrorgeschichten - Band I« (2005) das zweite Werk aus meiner Feder. Es erscheint ausschließlich im eBook-Format. Die in diesem eBook enthaltenen Episoden entstanden zwischen 1995 und 1998.

Unter dem Titel »Messer's Gesammelte Horrorgeschichten - Band II« erwarten Sie acht schaurige, groteske Erzählungen und ein Gedicht, gepaart mit makabrem Humor.

Tauchen Sie nun ab in die Welt des Seltsamen und begleiten Sie mich auf dem Pfad des Grauens!

Beim Lesen viel Spaß und Gänsehaut wünscht Ihnen Ihre

Tabaka Derby Messer

Inhaltsverzeichnis

Die Wege des Mr Nolan	4
Der Kettenraucher	7
Der Flaschengeist	11
Der Zombie speist um Mitternacht	17
Mr Howard im Paradies	24
Die Botschaft	28
Der geometrische Hund	35
Kleine Plauderei	40
Der Vampir	54

Die Wege des Mr Nolan

Andrew Nolan war ein kleiner, untersetzter Mann von Mitte vierzig. Als Versicherungsvertreter war er eine Niete, weshalb Ehefrau Tracy Bekannten gegenüber stets meinte, seine übertriebene Ehrlichkeit werde sie eines Tages noch an den Bettelstab bringen. Da die Nolans nicht viel Geld besaßen, trugen sie nur Kleidung von der Stange, fuhren einen fünf Jahre alten Gebrauchtwagen, leisteten sich als Jahresurlaub bloß einen Wochenendtrip in die Umgegend und waren pausenlos auf der Jagd nach Schnäppchen und Sonderangeboten.

Vorige Woche nun hatte Mr Nolan eine Prämie erhalten, die er freudig annahm, weil in seiner Kasse gerade Ebbe war. Jetzt konnte er Sohn und Tochter endlich mal wieder mit Spielzeug überraschen.

* * *

Es war ein trüber Herbsttag, als Mr Nolan loszog, um Geschenke für seine Kinder zu besorgen. Unbarmherzig peitschte der Sturm die kahlen Äste der Alleebäume, die wie schwarze Antennen in den grauen, wolkenverhangenen Himmel ragten. Die Blätter, die sich allesamt in ein unansehnliches Braun verfärbt hatten, tanzten auf den Gehwegen Samba und der Wind heulte sein Lied dazu. Bei jedem Schritt knisterte das dürre Laub unter Mr Nolans Füßen.

Schnurstracks lief er mit stolzem, federndem Gang die Straße entlang, den Aktenkoffer unter den Arm geklemmt. Heute war ein guter Tag! Am Abend wollte er seinem Jungen die gewünschte Modelleisenbahn und seinem Töchterchen eine Puppe überreichen. Die Kinder würden ihn daraufhin sicher in den Bauch zwicken, sich an seinen Hals hängen, ihn an der großen runden Nase ziehen, seine leicht abstehenden Ohren mit den Händchen packen, ihn an den buschigen dunklen Brauen zupfen und ihm vor Freude beinahe seine letzten paar Haare vom Kopf reißen. Und sie würden ihm sagen, dass er der beste Papi auf der ganzen Welt sei, auch wenn er noch immer nach der Pfeife von heute Morgen und dem Knoblauch von gestern Abend roch. Ach, wie entzückend sie doch waren, die lieben Kleinen!

Mr Nolan betrat den winzigen, mit Spielwaren vollgestopften Laden der alten Mrs Weaver, deren Ehemann kurz nach Abschluss einer Lebensversicherung ganz plötzlich verstorben war. (Seither munkelte man, die Ehe der Weavers sei nie die beste und die jetzige Witwe von jeher ein bisschen verrückt gewesen. So hatte wohl die Lebensversicherung das Schicksal des armen Mannes besiegelt!) Mrs Weaver beriet Mr Nolan wie gewohnt. Eine halbe Stunde später verließ er gut gelaunt das Geschäft und machte sich frohgemut auf den Weg nach Hause. Aber dann - er war nur wenige Straßen von seiner Wohnung entfernt - geschah etwas Unglaubliches ...

Die ganze Stadt erzitterte und Mr Nolan fühlte den Boden unter seinen Füßen beben. Die schmucken Häuser, die blank geputzten Autos, die mächtigen Bäume, all die Menschen um ihn herum - nichts schien mehr klare Konturen zu haben. Die Stadt wirkte wie ein verschwommenes Aquarell! Ein alter Herr, der krampfhaft seinen Hut mit beiden Händen festhielt, lehnte sich ermattet an die graue Hauswand rechts und gleichzeitig an die knorrige Eiche links. Das hübsche Häuschen des Bäckers mit seinen zwei spitzen Türmen befand sich im einen Augenblick auf beiden Seiten der Straße, im nächsten war es völlig verschwunden. Einige der Autos hatten sich zu unförmigen Gebilden geballt, andere zu langen Röhren mit vier platten Rädern gedehnt. Die düsteren, blattlosen Baumskelette am Gehsteigrand beugten sich ächzend im Wind. Auf ihren Zweigen hockten wie schwarze, formlose Klumpen erschrockene Vögel, deren furchtsames Geschrei leicht vibrierte. Laub wirbelte durch die Luft wie ein Schwarm von aufgescheuchten braunen Käfern. Allein die Wolken zogen seelenruhig am Himmel, so als wäre dies ein Tag wie jeder andere.

Mr Nolan nahm das Geschehen wahr, ohne wirklich zu begreifen, was hier vor sich ging. Wieder und wieder rieb er sich die Augen. Der schwankende Grund ließ ihn taumeln, als ob er seekrank wäre. Fiel er oder flog er? War die Welt soeben aus den Fugen geraten? Würde sie gleich zerbersten oder stürzte sie eher ein?

Plötzlich hallte ein Donner durch die Luft, als sei die Erde entzweigebrochen! Augenblicklich schien die Stadt in den Normalzustand zurückgekehrt zu sein. Der Boden war ruhig, die Blätter raschelten leise, Autos rauschten vorbei, Leute hasteten über die Straße, eine elegante Dame tätschelte ihr Hündchen, eine junge Frau rollte ihren Kinderwagen über das Kopfsteinpflaster und der alte Herr rückte seinen Hut zurecht und setzte unbeirrt den Weg fort.

Das Ereignis war offenbar an allen spurlos vorbeigegangen. Nur Mr Nolan war verwirrt. Unentschlossen lief er vorwärts. Sobald er zu Hause ankäme, müsste er gründlich über alles nachdenken. Bis dahin sollte es jedoch noch weit sein, denn als er in die nächste Seitengasse einbog, bot sich ihm ein furchterregender Anblick - ein Mittelding zwischen

Albtraum und Science-Fiction!

Die Straße lag ruhig vor ihm bis dahin, wo eigentlich rechts ein kleiner Park begann, der sich bis über die große Kreuzung hinaus erstreckte. Jetzt allerdings war diese sonst viereckige Grünanlage zu einem schmalen Dreieck verformt. Sie befand sich in der Fahrbahnmitte, und rechts wie links von der vorderen Spitze des von Bäumen umsäumten Dreiecks verlief die eine Straße, die Mr Nolan nach Hause führte, in zwei verschiedene Richtungen!

Der Arme konnte nicht glauben, was er da sah. Kopfschüttelnd setzte er die mit Spielzeug prall gefüllte Einkaufstasche ab. Er hielt die Hand vor die Augen, in der Hoffnung, dass ihn nur ein böser Traum narrete. Als er aber wieder aufblickte, war alles unverändert. Die Straße blieb weiter gespalten, wie durch einen phantastischen Trick verdoppelt, als ob jemand blitzschnell mit Hilfe eines riesigen unsichtbaren Spiegels eine künstliche zweite Welt erschaffen hätte.

Mr Nolan beschloss, das Phänomen näher zu untersuchen. Er packte die Spielsachen und lief auf die Spitze des Parks zu. Dort angelangt, stellte er erneut den Beutel ab. In welche Straße sollte er jetzt einbiegen? Welche war echt und welche die Täuschung? Oder waren sie beide real? Er ging ein paar Schritte weiter, bald in die eine, bald in die andere Richtung. Dann entschied er sich dafür, einfach stehen zu bleiben und abzuwarten, was geschehen würde.

Lange grübelte er nach. Konnte er nicht irgendeinen anderen Weg einschlagen? Nun war B. leider kein großer Ort, und das Viertel, in dem er wohnte, war ringsumher von unpassierbaren Sümpfen umgeben und deshalb nur über diese eine Straße zu erreichen. Ach, wäre wenigstens noch jemand anders zugegen gewesen! Zur Mittagszeit jedoch war B. wie ausgestorben.

Da erblickte Mr Nolan auf der rechten Seite in einiger Entfernung eine alte, mit einem hellblauen Kostüm bekleidete Frau, deren weißes Haar ebenso bläulich schimmerte wie das Fell ihres Pudels. Es konnte sich dabei bloß um Mrs Stone handeln, die jedermann »die blaue Dame« nannte. Mr Nolan hüpfte das Herz vor Freude. Wenn die verrückte Alte dort spazierte, dann hatte er seinen Heimweg gefunden, denn wo sie lustwandelte, war sein Zuhause nicht mehr weit. Er schnappte seine Einkaufstasche und lief nach rechts, hielt aber unvermittelt inne; denn gerade, als er abbiegen wollte, sah er, wie der dicke Gemüsehändler Thommy die Hundebesitzerin mit seinen fleischigen Armen umfasste und ungeschickt zwischen Tomaten und Bananen einen Walzer mit ihr tanzte. Hierbei lachte Mrs Stone und ihr Pudel bellte.

Mr Nolan stutzte. Er traute seinen Augen kaum. Konnte das real sein? Würde die vornehme Mrs Stone auf offener Straße mit einem unbedeutenden Gemüsehändler Walzer tanzen? Eher unwahrscheinlich. Das war nicht *die* Mrs Stone, die er kannte. Also machte er auf dem Absatz kehrt und ging zurück zur Spitze des verformten Parks, wo sich offenbar zwei Wirklichkeiten überschneiden.

Wenn die rechte Seite die falsche war, dann musste die linke eigentlich die richtige sein, so folgerte Mr Nolan. Ohne länger darüber nachzudenken, bog er nach links ab, und da sah er erneut die beiden einzigen Menschen im Straßenbild: Mrs Stone und Thommy, den Gemüsehändler. Hier allerdings verlief die Szene weniger friedlich. Der dicke Thommy warf mit Tomaten nach der kreischenden »blauen Dame«, so dass der rote Saft von ihrem Kostüm tropfte, und ihr Pudel, der ab und zu auch etwas abbekam, jaulte kläglich und zog an der Leine.

Andrew Nolan blieb zögernd stehen. Der gutmütige Thommy brächte es nicht übers Herz, mit Tomaten auf eine ältere Dame zu zielen. Das war ganz bestimmt nicht *der* Thommy, den er kannte. Wieder machte er kehrt und ging enttäuscht zu seinem Ausgangspunkt zurück. Nach der Prüfung beider sich bietenden Realitäten war er genauso schlau wie vorher und obendrein verwirrt, denn er hatte fast den Eindruck, dass die eine so falsch war wie die andere.

Da stand er nun, der arme Mr Nolan, und wusste weder aus noch ein. Er musste wählen zwischen jenen zwei Welten. Doch wie befremdlich schienen sie beide zu sein! War aber keine von ihnen real, wo war dann seine eigene geblieben? War sie einfach so verschwunden oder hatte sie sich auf zwei neue Wirklichkeiten verteilt? Konnte er es überhaupt wagen, auf einer der Straßen nach Hause zu laufen? Wäre ihm hinterher der Rückweg vielleicht für immer versperrt? Und wenn Mrs Stone und Thommy schon so ausflippten, was erwartete ihn erst daheim? Würde seine spröde Tracy ihn plötzlich liebevoll umsorgen oder würde sie es machen wie die Witwe vom Spielwarenladen? In welche Richtung sollte er nur gehen?!

So verharrte er unschlüssig auf demselben Fleck, den Beutel zu seinen Füßen. In seinem ganzen Leben hatte er keinen Gedanken an die Existenz von Parallelwelten oder Rissen in Raum und Zeit verschwendet. Auf solch eine Situation war er einfach nicht vorbereitet.

* * *

Viele Stunden waren seit dem Beben vergangen und es dämmerte bereits. Kein Mensch weit und breit. Fremde Hilfe war nicht mehr zu erwarten.

Für Mr Nolan gab es somit folgende Möglichkeiten: Er konnte eine der beiden Welten betreten oder sich umdrehen und nie wieder heimkehren. Seine Familie wollte er aber keinesfalls verlassen; dafür liebte er seine Kinder viel zu sehr. Also musste er zwischen jenen zwei Straßen wählen. Und letzten Endes entschied er sich für die rechte, weil ihm eine Walzer tanzende Mrs Stone doch etwas einladender erschien als ein Tomaten werfender Thommy.

Kaum war er an der nächsten Kreuzung abgebogen, erzitterte der Erdboden erneut. Mr Nolan brach der Angstschweiß aus. Mit hastigen Schritten lief, ja rannte er zurück. Die altbekannte Straße aber lag friedlich und schnurgerade da: die Fahrbahn auf der einen, der lang gestreckte Park auf der anderen Seite. Die Welt war wieder in ihrem festen Gefüge. Mit klopfendem Herzen lenkte Mr Nolan seine Schritte nun in Richtung Wohnung. Als das Mietshaus schon in Sichtweite war, kam ihm seine Nachbarin entgegen.

»Guten Abend, Mrs Hughes!«, grüßte er höflich.

»Guten Abend, Mr Nolan! So spät noch unterwegs? - Was haben Sie denn Schönes eingekauft?« Mit ihren dünnen Fingern deutete sie auf die Tasche.

»Spielzeug für die Kinder«, entgegnete er.

»Ach ja!«, seufzte Mrs Hughes, ein seliges Lächeln auf ihrem runzligen Gesicht. »Ihre beiden Kinder sind lieb. Auch Ihre Tracy ist immer freundlich und hilfsbereit. Sie sind ein Glückspilz, Mr Nolan!« Mit diesen Worten ging sie vorüber.

»Typisch!«, dachte er. »Die stimmt ständig Lobeshymnen an.« Das altgewohnte Verhalten seiner Nachbarin ließ ihn hoffen. Bei einer Wahl zwischen nur zwei verschiedenen Welten war die Wahrscheinlichkeit groß, dass er zufällig in die richtige gelangt war.

Schließlich betrat Mr Nolan seine Wohnung. Die Kinder kamen sofort zur Tür gerannt und umringten ihren Vater. Sie entrissen ihm freudig Eisenbahn und Puppe und dankten es ihm auf die eingangs beschriebene Weise. Ehefrau Tracy keifte die ganze Zeit, machte ihm Vorhaltungen, dass er zu lange fortgeblieben und wo er überhaupt gewesen sei. Dann zählte sie ihm alle Plätze am Ort auf, wo ein Mann sein Geld sinnlos verpulvern kann, obwohl sie genau wusste, dass die Moneten für die Spielsachen draufgegangen waren. Bei Tisch sprach man kein Wort. Nach dem Essen lagen sich die Kinder wie jeden Abend wegen irgendwelcher Kleinigkeiten in den Haaren und balgten sich kampflustig auf dem Boden, bis Tracy den Streit mit schallenden Ohrfeigen beendete.

»Dauernd diese Zankerei!«, schimpfte sie vor sich hin. »Und du sagst nie ein Wort dazu!«, warf sie ihm vor. Dabei klapperte sie mit dem Abwasch.

Mr Nolan saß auf seinem Stuhl und betastete liebevoll das schmutzige Polster. Seine Miene verriet Glückseligkeit. Es war alles beim Alten geblieben, nichts hatte sich verändert - nicht einmal das Muster der fleckigen Tapete. Sogar das Loch, das Tracy versehentlich mit der Zigarette in die Gardine gebrannt hatte, war vorhanden.

»Ich rede über unsere ungezogenen Kinder und du findest das auch noch schön!«, herrschte sie ihn an, doch er strahlte übers ganze Gesicht. »Du bist unmöglich, Andy! Wie konnte ich dich nur heiraten!« Und wieder klirrte das Geschirr.

* * *

Es ist Mitternacht, als Andrew Nolan erwacht. Tracy liegt neben ihm und schnarcht leise. Er richtet sich im Bett auf und reibt sich verwundert die Augen, denn der Raum wirkt ungewöhnlich hell. Zwei breite, silberne Lichtkegel scheinen fahl in das Schlafzimmer, was ihn sehr beunruhigt. Mr Nolan steht auf, geht zum Fenster und lehnt sich hinaus. Draußen ist es windstill, die Luft riecht stickig. Eingehend betrachtet er nun die Straßenlaternen; sie leuchten jedoch nur schwach. Ein Blick nach oben aber lässt ihn erschauern! Zwischen den funkelnden Sternen grinsen *zwei* weiße Monde auf ihn herab - der eine altbekannt und klein, der andere etwa dreimal größer.

Der Kettenraucher

Wenn Sie ein Laster haben und Ihnen das nötige Kleingeld fehlt, dann ist es wunderbar, wenn Ihnen ein Retter in der Not eine hilfreiche Hand bietet - so geschehen im Fall des Angus Barclay, der sich bereit erklärte, für ein neu entwickeltes Produkt des Zigarettenherstellers UNIVERSAL SMOKING die Werbetrommel zu rühren.

Angus Barclay war dem Tabak verfallen. Rauchen war mehr für ihn als bloß eine Angewohnheit: Es war Leidenschaft und Lebenszweck. Kleidung und Reisen, Bücher und Kino, Musik und Speisen, Kultur und Sport - das alles bedeutete ihm nicht viel. Sein Tag war erst perfekt, wenn eine dieser zierlichen Zigaretten auf seinen Lippen wippte und der aromatische Qualm in Mundhöhle und Rachen strömte. Jeder Zug schien ihm ein Hochgenuss zu sein, jede Wolke des blauen Dunstes eine Offenbarung.

Seit Angus vor drei Jahren seinen Job verloren hatte, hauste er in einer heruntergekommenen Bude, kaufte Kleidung nur noch aus zweiter Hand, war Stammkunde auf Flohmärkten und griff in jedem Geschäft ausschließlich bei Billigangeboten zu. Kurzum, er sparte an allem; denn wer am Tag achtzig Zigaretten raucht, der braucht schon ein hübsches Sümmchen Geld, wenn ihm das sich in Luft auflösende Grundnahrungsmittel nicht ausgehen soll.

Die Suche nach einer neuen Arbeit gestaltete sich für Barclay äußerst schwierig, denn das Auftreten des 30-Jährigen war einfach erbärmlich. Seine schlampigen Klamotten rochen gerade so, als würde eine ganze Schachtel seiner Lieblingsmarke auf einmal angezündet. Er war klapperdürre und seine Haut beinahe grau, das blonde Haar war stumpf und ungepflegt, ein heilloser Wirrwarr aus dünnen, tief ins Gesicht hängenden Strähnen. Seine großen, blassblauen Augen hatten einen müden Ausdruck. Seine Lippen wirkten farblos und schmal, wobei der rechte Mundwinkel sich im Laufe der Jahre unter der Last der unzähligen Glimmstängel leicht nach unten gebogen hatte. Angus' lange, knochige Finger zitterten bereits, wenn er bloß das Wort »Tabak« hörte, und seine Lippen vollführten ständig die für das Rauchen so typischen Bewegungen des Saugens und Blasens, was unweigerlich an ein Fischmaul erinnert. Musste Angus mal ein paar Minuten lang auf sein Laster verzichten, dann wurde er schnell nervös. Ungeduldig kramte er deshalb bei jedem Vorstellungsgespräch in seinen ausgefransten Hosentaschen nach den Zigaretten. Verständlich also, dass alle Arbeitgeber ihn von vornherein ablehnten.

* * *

Eines Tages stieß Angus Barclay auf folgende Zeitungsannonce:

Sie sind Raucher? Sie haben kein Geld?
Hier ist eine einmalige Chance!
Frönen Sie Ihrer Leidenschaft zügellos -
wir bezahlen Sie dafür!

UNIVERSAL SMOKING

Das war *die* Gelegenheit für Angus - ein Wink des Schicksals! Obwohl die Firma unbekannt war und ihren Sitz in einer dürrig renovierten Lagerhalle hatte, fühlte Barclay sich UNIVERSAL SMOKING von Anfang an verbunden. Der vertraute Tabakgeruch, der sämtliche Büros erfüllte, vermittelte ihm einen Hauch von Geborgenheit und Verständnis. Hier war er unter seinesgleichen; hier war er zu Hause. Bei der Begrüßung bot man ihm auch sofort eine Zigarette nach seiner Wahl aus einem riesigen Sortiment. Beim Anblick dieser Wunderwerke der Tabakindustrie tropfte beziehungsweise qualmte ihm regelrecht der Zahn.

»Wenn Sie für uns arbeiten, dann sind Sie aller Sorgen enthoben«, versprach Mr Doohan, Eigentümer und Spiritus Rector von UNIVERSAL SMOKING. »Sie bekommen ein stattliches Gehalt und werden überdies berühmt.«

Gönnerschaft streckte Doohan die Arme nach den Seiten aus. Dann zog er hastig und voller Gier an einer Zigarre und

wippte dabei, mit dem Rücken zum Fenster sitzend, rastlos in seinem Drehsessel. Barclay konnte sein Gegenüber nur undeutlich sehen, denn das Sonnenlicht, das durch die Glasscheiben drang, blendete ihn.

»Sie erhalten an kostenlosen Tabakwaren von uns, was Ihr Herz begehrt«, fuhr Doohan mit knarrender Stimme fort. Er hatte etwas an sich, das man normalerweise bloß bei den Gestalten in Horrorfilmen und Geisterbahnen findet.

»Was muss ich denn tun?«, fragte Angus nervös. Das Herz hüpfte ihm vor Freude bei dem Gedanken an eine solch rauchige, rosige Zukunft. Daher bemühte er sich krampfhaft, ja nichts falsch zu machen.

»Nun, Mr Barclay«, begann Doohan mit schneidender Stimme, »kommen wir zum Geschäft! Ihre Aufgabe ist es, unser jüngstes Erzeugnis weltbekannt zu machen. Es ist ein Produkt -« Hier machte er eine lange Pause und breitete seine dünnen Arme aus wie ein Missionar. »Es handelt sich um eine neuartige, von uns selbst entwickelte Zigarettenmarke. Ihr Name ist *Doohan's Future*. Sie ist mehr als nur Tabak - sie ist eine Revolution! Sie, Mr Barclay, werden für Plakate posieren und Interviews geben. Dabei werden Sie ein spezielles Kostüm tragen. Geld für Kleidung können Sie sich ab sofort also sparen.«

Mit diesen Worten erhob sich Doohan. Er durchquerte den Raum mit wenigen großen Schritten, öffnete einen Holzschrank, wobei dessen Tür laut quietschte, und holte ein sonderbares Gewand hervor. Er packte das greuliche* Ding am Bügel und präsentierte es stolz seinem potentiellen Besitzer. Es war ein eng geschnittener, schneeweißer Anzug. Vorn und hinten am Jackett sowie seitlich an den Hosenbeinen prangte folgende Aufschrift: »*Doohan's Future* - die ewige Zigarette«.

»Dazu gehören noch ein Paar weiße Schuhe mit braunen Sohlen und eine gelbe, hell gepunktete Kappe. Sie werden wirken wie ein übergroßes Modell unserer neuen Kreation!«, schwärmte Doohan.

Natürlich griff Barclay bei diesem Angebot ohne Zögern zu und ließ sich sogleich in sein zukünftiges Amt einweisen. Zum Abschied meinte der Boss beiläufig: »Ach Angus - ich darf Sie doch Angus nennen? -, da wäre noch etwas! Als Bote des Geschmacks von morgen sollten Sie freilich mit gutem Beispiel vorangehen und in der Öffentlichkeit Ihre Begeisterung für *Doohan's Future* auch zeigen. Sie dürfen sie schon mal probieren, mein Junge.« Er schob Barclay eine Zigaretenschachtel in die Manteltasche und tätschelte väterlich seine Wangen.

Freudetrunken stolperte Angus aus dem verqualmten Büro.

* * *

Die folgenden Wochen veränderten Angus Barclays Leben von Grund auf. Dieser Job war das Beste, was ihm je passiert war. Die Kasse klingelte nur so bei dem Traumverdienst, der Kühlschrank war wieder voll, er hatte endlich Geld für seine Hobbys und der Tabak ging ihm nie mehr aus.

Barclay wurde als »Zigarettenmann« populär. Sein Konterfei prangte in jeder Zeitung und auf jeder Schautafel. Er posierte für Werbepлакate und trat in Warenhäusern auf. Dort strömten die Besucher stets in Scharen herbei, denn ein Mann, der wirkt wie eine Zigarette im Großformat, lenkt unwillkürlich alle Blicke auf sich. Kurzum, niemand kam an ihm und *Doohan's Future* vorbei.

»*Doohan's Future* - die beste Zigarette seit dem Urknall! ... *Doohan's Future* - die ewige Zigarette - der ewige Genuss!« So dröhnte es auf allen Kanälen. »*Doohan's Future* - der Freund, der dich nie verläßt! ... Sei glücklich dank *Doohan's Future!*«

Schließlich wurde Angus Barclay sogar ein gern gesehener Gast in Talkshows, wo er stets mit Werbetexten antwortete. Als ihn beispielsweise eine bekannte Moderatorin fragte, ob er denn an Ufos glaube, entgegnete er: »Wenn Außerirdische durch die Weiten des Universums zu uns reisen, dann sind sie sicher auf der Suche nach etwas Besonderem, nach etwas, das einmalig ist auf dieser Welt. Ich bin überzeugt, sie suchen nach *Doohan's Future*, der Zigarette jenseits von Raum und Zeit, dem Aroma des dritten Jahrtausends.«

Kein Wunder also, dass Angus zum Werbestar und zum begehrtesten Junggesellen des Jahres gekürt wurde und *Doohan's Future* zur meistgerauchten Marke avancierte. Auch Doohan selbst war plötzlich in aller Munde und in den Medien dementsprechend präsent. Er pries sein Produkt als Prototyp einer neuen Generation von Zigaretten an.

»Mit dieser Marke verändern wir die Welt«, versprach er großspurig. »Rauchen ist nicht länger eine Sucht, es gehört zur Lebensart schlechthin. Mit Unterstützung namhafter Wissenschaftler ist es uns gelungen, eine Tabakpflanze zu züchten, deren Inhaltsstoffe der Gesundheit nicht schaden. Abhängigkeit und Entzugserscheinungen können Sie vergessen. Chronischer Husten, Raucherbeine, Lungenkrebs - das sind Gespenster der Vergangenheit. *Doohan's Future* birgt keinerlei Risiken. Wenn Sie bisher aus Sorge um Ihre Gesundheit stets die Finger davongelassen haben, dann greifen Sie jetzt zu, meine Damen und Herren! Kein schlechtes Gewissen mehr wegen der gierigen Züge! Profitieren Sie

von unserer bahnbrechenden Erfindung und lassen Sie sich diesen Genuss nicht entgehen!«

* * *

So trat *Doohan's Future*, die »ewige Zigarette«, ihren Siegeszug rund um den Erdball an. UNIVERSAL SMOKING stieg auf zum bedeutendsten Tabakkonzern der Welt, Doohans Geburtsort wurde in Doohan City umbenannt, und die Leute pafften um die Wette von Alaska bis Australien, von Frankreich bis Indien, von Südafrika bis Japan, von Chile bis Sibirien. Für Antarktis-Forscher organisierte man einen Lufttransport, und sogar die Indianer in den Reservaten ließen ihre Pfeifen liegen und benutzten stattdessen lieber *Doohan's Future* für ihre rituellen Handlungen. Zigaretten galten von jetzt an als ebenso lebenswichtig wie Nahrung und Schlaf. Mancherorts kroch der Qualm selbst aus den Kinderwagen. UNIVERSAL SMOKING einte die Menschheit wie nichts zuvor in der Geschichte. Jeder, der etwas auf sich hielt, wurde Kettenraucher. Und die ganze Welt roch wie ein gigantischer Aschenbecher.

Stellen Sie sich, mein lieber Leser, nun den Aufschrei der Empörung vor, als plötzlich üble Gerüchte um gentechnisch veränderte Tabakpflanzen die Runde machten! Von einer Gefahr für Mensch und Natur war gar die Rede! Diese Nachricht verbreitete sich wie ein Lauffeuer und das blanke Entsetzen griff um sich.

Daraufhin wurden alle Lagerbestände von UNIVERSAL SMOKING umgehend beschlagnahmt und vernichtet. Jede weitere Produktion der Marke *Doohan's Future* wurde strengstens untersagt. Aus der Konkursmasse der Firma richtete man einen Fonds für eine groß angelegte Reihenuntersuchung aller *Doohan's-Future*-Konsumenten ein. Zur Erleichterung der führenden Mediziner gab es jedoch bei niemandem Anzeichen eines gesundheitsschädigenden Effekts der »ewigen Zigarette«.

* * *

Einige Monate später beherrschten wieder Mord und Raub, Steueraffären und Bestechungsskandale die Schlagzeilen der Tagespresse. Der Eklat um UNIVERSAL SMOKING und *Doohan's Future* war längst Schnee von gestern, als Angus Barclay eines Morgens beim Blick in den Spiegel erste Veränderungen an seinem Äußeren bemerkte.

Es fing damit an, dass sich sein Haar bräunlich gelb verfärbte. In den nächsten Tagen nahm auch sein Teint diesen unkleidsamen Ton an. Sein Kopf verformte sich zusehends zu einem Zylinder, die Schultern wurden immer schmaler, der Hals dehnte sich gleichmäßig aus und sein Leib wurde kreideweiß. Angus wirkte bald wie eine Röhre auf zwei Stäben. Die Metamorphose schien aber keineswegs abgeschlossen zu sein, denn schier unerträgliche Schmerzen plagten ihn am ganzen Körper. Vorsichtig tastete er seine Arme und Beine ab. Die Haut fühlte sich an wie dünnes Papier! Es war also höchste Zeit für einen Arztbesuch.

Ratlos stand Barclay nun vor dem Kleiderschrank. Er besaß zwar mehrere dezente Anzüge, doch jene schleichende Verwandlung hatte jede Art von Garderobe unbrauchbar gemacht. Schließlich griff er zu seinem alten Werbekostüm und probierte es an. Es war schon immer ziemlich zylindrisch gewesen und passte selbst jetzt noch einigermaßen.

In großer Sorge um seine Gesundheit verließ Angus das Haus. Der Weg zum Doktor geriet für ihn allerdings zu einer Art Spießbrutenlaufen, denn durch seinen Aufzug an den Skandal um *Doohan's Future* erinnert, beschimpfte und bespuckte manch einer den ehemaligen Werbestar.

* * *

Eine volle Stunde hatte Angus Barclay im Wartezimmer ausgeharrt, bis er endlich an der Reihe war. Wie üblich wollte ihm der Mediziner zuerst Blut abzapfen, doch nach Adern suchten er und seine Arzthelferin vergebens. Als der Halbgott in Weiß einfach aufs Geratewohl zustach, rieselten nur ein paar Tabakblätter aus der Wunde! Der Doktor wurde blass, die Krankenschwester fiel vor Entsetzen in Ohnmacht und die Sekretärin schrie sich die Seele aus dem Leib. Zu guter Letzt erbarmte sich eine Schreibkraft des außergewöhnlichen Patienten, indem sie die Wunde in der Papierhaut kurzerhand mit einem Klebstreifen verband.

* * *

Traurig machte sich Angus Barclay auf den Heimweg. Als menschliche Zigarette, die einst von Fleisch und Blut gewesen war, lief er seinem unvermeidlichen Schicksal entgegen. Das schnelle Gehen und die daraus resultierende

Reibung entzündete den Tabak unter seiner Haut. Bei jedem Schritt, den er tat, entwich aus seinen Füßen ein wenig Qualm. Als er in Rauch aufging, rannten die Passanten in Panik weg. Angus' Rumpf verbrannte zu Asche.

Langer Rede kurzer Sinn: In den darauffolgenden Wochen und Monaten verwandelten sich alle Raucher in Zigaretten, loderten irgendwann auf und endeten als körperlose Filterköpfe. Ein Jahr später teilten die übrig gebliebenen Nichtraucher die Welt unter sich auf.

* Rechtschreibregel wurde umgangen, um die Eindeutigkeit des Begriffes zu gewährleisten. (Anm. v. T. D. M.)

Der Flaschengeist

Wieder einmal sitze ich an meiner Bucht. Eine weiche Decke habe ich ausgebreitet und mich darauf niedergelassen. Wohin auch immer ich reise, nirgends fühle ich mich so frei von allen Zwängen, werde so eins mit der Natur, bin so glücklich wie an jenem Ort. Diese von Felsen umgebene Bucht nenne ich mein Eigen, weil keiner sie beansprucht, keiner sie besucht. Ein idyllisches Fleckchen Erde, das mir gehört, ein Platz, wo ich ungestört über vieles nachsinnen kann.

An jedem Nachmittag komme ich hierher, lasse meinen Blick über die See schweifen bis zum Horizont und reite in Gedanken auf den Wogen. Ich schwing mich auf den Rücken eines Vogels, der mit seinen Kameraden gen Süden zieht, oder fliege mit den Wolken und lasse mich vom Sturm treiben, rufe der Sonne einen Gruß zu, wenn sie kurz vor ihrem Abschied als Feuerball auf dem Meer zu schwimmen scheint, lausche dem Wind, der manchmal raunt und manchmal heult, ertrage seine Launen, wenn er mein Haar zerzaust, und leide mit den dürren Grashalmen, die er biegt und knickt, denn nur wenige kühne Pflänzchen kriechen aus dem kargen, steinigen Boden hervor.

Heute habe ich es mir auf der felsigen Landzunge gemütlich gemacht. Ich genieße die wärmende Abendsonne und die Aussicht über die geschützte Bai, wo die sich kräuselnden Wellen auf den körnigen gelben Sand treffen, und schaue hinüber zum gegenüberliegenden Kap, das mir den Blick auf die Küstenlinie verstellt, indem es trotzig den Weg versperrt.

Nun ist es wieder Zeit für einen kleinen Spaziergang. Wie jeden Tag wandere ich hinunter an meinen Strand und dann zum Kliff vis-à-vis, doch erklommen habe ich es noch nie. Schon oft bin ich den Pfad hinangestiegen, aber immer auf halbem Wege umgekehrt. Ein Gefühl der Angst beschleicht mich dort stets. Nein, ich werde gewiss keinen dieser törichteren Versuche mehr unternehmen, um zu ergründen, was jenseits der mächtigen Felsen liegt. Was mich betrifft, endet hier die Welt, und dahinter befindet sich nichts, was für mich von Bedeutung ist.

Hoppla, fast wäre ich gestürzt! Worüber bin ich bloß gestolpert? Das Meer hat eine Flasche aus dickem, milchigem Glas angespült. Sie ist mit einem Korken verschlossen. Ich hebe sie auf, drehe und rüttle sie, halte sie an mein Ohr. Etwas klappert darin. Aus Neugier öffne ich das Gefäß. Da purzeln drei zusammengefaltete Blätter Papier heraus. Eine Flaschenpost! Welch freudige Überraschung! Ich stopfe die Zettel in meine Jackentasche, stöpsle die Flasche zu und klemme sie unter den Arm. Eilends kehre ich an meinen Platz zurück, denn ich kann es kaum erwarten, zu erfahren, was die Fremden aus der Ferne mir mitteilen wollen.

Endlich angelangt, hole ich die drei Botschaften hervor. Die erste entfalte ich sogleich. In verblasster schwarzer Tinte steht da geschrieben:

Ich heiße Edward Fletcher und bin 53 Jahre alt. Diese Nachricht hinterlasse ich für alle, die dem Flaschengeist begegnen, der unsere Meere unsicher macht. Er erfüllt euch jeden Wunsch, doch er gibt nicht, ohne auch zu nehmen. Viele Gerüchte kursierten über ihn in meinem Dorf, ich glaubte keines davon, und als ich eines schönen Abends am Strand spazieren ging, hob ich nichts ahnend eine Flasche auf. Weil es in ihrem Inneren raschelte, entkorkte ich sie. Ich stülpte sie um, aber sie war leer. Trotzdem schien es mir, als ob ein grauweißer Nebel in ihr wallte. Ich schüttelte sie heftiger, warf sie schließlich vor Wut in den Sand. Da kroch ein dichter Rauch aus ihr hervor, der sich allmählich zu einer riesigen, geisterhaften Gestalt ohne klaren Umriss formte. Plötzlich hub die Erscheinung an zu sprechen. Ihre donnernde Stimme grollte: »Warum hast du mich aus dem Schlaf gerissen?« Ich taumelte erschrocken zurück. »Ich wusste ja nicht - ich wollte nicht - es tut mir leid - ich ahnte nicht, dass ...«, stammelte ich. Der Flaschengeist gab einen Laut von sich, der an ein Gähnen erinnerte. »Nun, du Winzling, wenn du schon meine Ruhe gestört hast, dann plaudere mit mir! Ich führte lange kein Gespräch mehr mit einer Kreatur wie dir.« Innerlich verspürte ich den Drang, einfach wegzulaufen, aber wie angewurzelt stand ich da und konnte mich nicht rühren. So unterhielt ich mich mit dem mächtigen Wesen, erzählte ihm fast meine ganze Lebensgeschichte und berichtete ihm von den technischen Errungenschaften der Menschheit, in der Hoffnung, ihm damit etwas Respekt einzuflößen. Nach einer Weile fühlte ich mich völlig ausgelaugt. Meine Kehle war trocken, mein Magen knurrte und die Beine taten mir weh. Stundenlang Konversation bin ich eben nicht gewohnt. Nun ist der Flaschengeist glücklicherweise ein recht verschlafener Gesell; daher begann er mitten im Gespräch zu

schnarchen. Als ich die Gelegenheit nutzen und mich entfernen wollte, wachte er jedoch auf und ließ seine dröhnende Stimme hallen: »Du hast mir die Zeit recht kurzweilig vertrieben, deshalb gewähre ich dir einen Wunsch.« Wie nobel! Ich hatte einen Wunsch frei! Mir hüpfte das Herz vor Freude. Nach allem, was ich an diesem Abend erlebt hatte, zweifelte ich keinen Augenblick an seiner Fähigkeit, mir jede erdenkliche Bitte zu erfüllen. »Entscheide dich schnell, Winzling!«, brüllte er. Ich habe nicht die leiseste Ahnung, warum ich nicht Gesundheit, die Rückkehr meiner Jugend oder das ewige Leben von ihm forderte. Endlich Erfolg, viel Geld oder uneingeschränkte Macht - es hätte so einige sinnvolle Dinge gegeben. Ich hätte von ihm verlangen können, dass mein längst ausgefallenes Haar neu sprießt oder meine ständig keifende Ehefrau über Nacht stumm wird. Ich hätte mir wünschen sollen, dass alle Waffen plötzlich unbrauchbar werden oder dass es keine Kriege, keinen Hunger und keine Missernten mehr gibt. Stattdessen rief ich: »Ich wünsche mir ein Auto, um nicht zu Fuß zur Fabrik laufen zu müssen.« Vielleicht lag es ja daran, dass er mich drängte, oder daran, dass ich mich tags zuvor wegen dieses Themas mit meiner Frau fürchterlich gestritten hatte - jedenfalls sprach ich jene einfältige Bitte aus. »Dein Wunsch wird dir erfüllt!«, rief der Geist, gähnte herzhaft und verschwand in seiner Flasche, die ich sodann verschloss und mit nach Hause nahm. - Am nächsten Morgen erwachte ich, als meine Frau energisch die Tür aufstieß. Verwirrt und erbost blickte sie mich an. »Unten steht ein Autohändler. Er hat einen Wagen vor unserer Tür geparkt und behauptet, dass du ihn gewonnen hast. Möchte bloß wissen, was du in deiner Freizeit treibst!« Erregung benebelte mich. Ich musste aufstehen, ans Fenster gehen und nachschauen, welch herrliches Gefährt mir der Flaschengeist geschenkt hatte. Im Freudentaumel riss ich die Bettdecke weg. Welch grauenhafter Anblick! Er hatte mir ein Auto gegeben und dafür meine Beine genommen! Meine Frau schrie wie am Spieß - ich gab keinen Laut von mir. Das nackte Entsetzen lähmte mich und kalter Schweiß stand mir auf der Stirn. Den Blick konnte ich nicht abwenden von diesen beiden Beinstümpfen. Ich wollte es nicht glauben. Schließlich fasste ich mich doch, denn noch war ja nicht alles verloren. Der Geist mitsamt seiner Flasche befand sich in meinem Besitz, und da er sich einmal großzügig gezeigt hatte, wäre er es vielleicht auch ein zweites Mal. Ich sollte ihn einfach ersuchen, die Sache rückgängig zu machen, und mich für die Mühe, die ich ihm dadurch bereitete, in aller Form entschuldigen. Also bat ich meine Frau, die sich von Weinkrämpfen geschüttelt auf dem Boden wand, die Flasche herzubringen. »Die habe ich in die Mülltonne geworfen!«, rief sie jammernnd. - »Dann hol sie zurück!«, herrschte ich sie an. »Wie konntest du sie nur wegschmeißen, dummes Ding!« - »Was bildest du dir ein, du widerlicher Säufer!«, heulte sie auf. »Soll ich denn deinen ganzen Abfall aufbewahren?« - »Ach, du hast nichts begriffen!«, fuhr ich sie an. »Hol endlich die Flasche, und zwar schnell!« Ich geriet außer mir vor Wut und machte insgeheim meine Frau für das Missgeschick verantwortlich. Sie schwor aber beim Leben ihrer greisen Mutter, dass sie die Flasche gerade erst beseitigt hatte. »Lass mich jetzt allein!«, befahl ich ihr schroff. Gekränkt wandte sie sich ab. An der Tür drehte sie sich noch einmal um, sah mich mit traurigen Augen an und sagte: »Nun ist es so weit.« - »Was?«, fragte ich naiv. - »Ich werde dich verlassen«, meinte sie knapp und klappte die Tür zu. Ich hörte das Poltern von Koffern. Sie hatte wohl schon in der Nacht zuvor gepackt. Ihr Entschluss stand sicher seit langem fest. Ich bin von jeher ein unausstehlicher Trunkenbold gewesen, doch sie war auch keine Traumfrau; deshalb kümmerte ich mich nicht weiter um sie. Meine ganze Konzentration galt jetzt allein dem Flaschengeist, denn es erforderte Fingerspitzengefühl von mir, wenn ich meine Beine wiederhaben wollte. Ich entkorkte das Gefäß und rief: »Hallo! Guten Morgen, Herr Geist!« Im Innern der Flasche tat sich nichts. Ich rüttelte sie. Keine Reaktion. Da fiel mir ein, dass das Wesen einen ziemlich festen Schlaf hat und erst erwacht war, als ich seine gläserne Behausung in den Sand geworfen hatte. Weil ich nicht aufstehen konnte, blieb mir nichts anderes übrig, als die Flasche zu Boden fallen zu lassen. Ich hoffte, dass der Teppich den Aufprall milderte, denn wenn sie zerschellte, wäre alles dahin. - »Warum störst du meine Ruhe, Winzling? Gab ich dir nicht, was du wolltest?« Des Flaschengeists volltönende Stimme klang mürrisch. - »Doch!«, erwiderte ich und lächelte gequält. - »Was willst du noch von mir, undankbarer Wurm?«, entgegnete er unwirsch. - »Ich denke, Sie haben mich gestern missverstanden«, versuchte ich zu erklären. - »Missverstanden?«, verhöhnnte er mich mit schallendem Gelächter. »Du wolltest ein solches Vehikel, um nicht mehr zu Fuß gehen zu müssen. Jetzt hast du ein Automobil. Wozu brauchst du dann diese Dinger aus Fleisch, die du Beine nennst?« - »Man kann nicht überall fahren. Im Haus zum Beispiel muss ich laufen«, erläuterte ich meinen Wunsch nachträglich genauer. - »Das hättest du gleich sagen sollen!«, schalt er unbarmherzig. »Nun ist es geschehen.« - »Aber Sie wären imstande, es rückgängig zu machen! Sie können das Auto wieder mitnehmen, wenn Sie mögen«, jammerte ich, denn ich sah meine Chancen schwinden. - »Was soll ich mit diesem rollenden Kasten? Hahaha!« Der Geist offenbarte seine ganze Grausamkeit. »Was bietest du mir als Gegenleistung, Winzling?« - »Ich berichte Ihnen weiter von den Menschen, von unserer Kultur, unserer Lebensart, von der Schönheit der Natur ...«, bot ich in meiner Verzweiflung

an. - »Nichts, was du mir noch erzählen könntest, ist für mich von Interesse. Und jetzt lass mich schlafen! Ich bin unendlich müde.« - Er schlüpfte in seine Flasche. Ich war allein. Wutentbrannt schmetterte ich das Gefäß zu Boden und an die Wand, doch es kam stets unversehrt zu mir zurück. Ich raffte mich auf, ließ mich aus dem Bett plumpsen, schleppte mich in die Diele bis zum Besenschrank, holte einen Hammer aus dem Werkzeugkasten hervor und schlug mit aller Wucht auf die Flasche ein - vergebens! Erst da begriff ich, dass sie unzerstörbar ist. Plötzlich wurde mir das ganze Ausmaß meines Elends bewusst. Wohin ich sie auch werfen würde, wo immer ich sie versteckte - irgendwann fiel sie erneut einem Narren wie mir in die Hände. Ich musste einen Weg finden, dem vorzubeugen. So schrieb ich diese Zeilen mit der Gewissheit, dass sich derjenige, der sie liest, die Zukunft nicht so verbaut wie ich. Ein Bekannter, der ab und zu mal nach mir sieht, wird das Gefäß samt Post dem Meer übergeben.

Ihr Edward Fletcher

Ungläubig starre ich auf den Zettel und die leere Flasche, die neben mir auf dem Boden liegt. Noch einmal überfliege ich den Bericht. Das alles scheint mir zu phantastisch. Kopfschüttelnd zerknülle ich die Botschaft und stecke sie zurück in meine Jackentasche. Dann nehme ich das zweite Blatt Papier zur Hand.

Wer diese Nachricht liest, sei vor dem Flaschengeist gewarnt, der mir begegnet ist und nur Unheil gebracht hat. Doch lassen Sie mich von vorn anfangen. - Mein Name ist Melissa Walton. Ich bin einundvierzig Jahre alt, glücklich verheiratet und Mutter von zwei Kindern. Früher gingen wir vier fast jeden Abend bei Sonnenuntergang gemeinsam am Meer spazieren, so auch an einem verhängnisvollen Dienstag im letzten Frühjahr. Während wir nun so schlenderten, raste plötzlich unser kleiner Hund davon, blieb vor einer leeren Flasche stehen und bellte laut. Als wir näher kamen, hatte er sich vor jener Flasche postiert und knurrte bloß noch. Das war schon eigenartig, denn eigentlich ist er ein ruhiges Tier und trottet meist still und brav neben uns her. Weil ich ziemlich ordentlich bin, gefiel mir der Unrat am Strand freilich gar nicht. Deshalb hob ich das Gefäß auf, um es in den nächsten Abfalleimer zu werfen. Aber das unaufhörliche, ängstliche Winseln, das unser Hund anstimmte, verriet mir, dass dies keine gewöhnliche Flasche war. Neugierig, wie ich bin, entkorkte ich sie. Da gelangte die Mitteilung von Edward Fletcher in meine Hände. »Sieh mal, eine Flaschenpost!«, rief ich entzückt meinem Mann zu. - »Nehmen wir sie doch mit!«, schlug er vor. »Vielleicht können wir uns mit dem Absender in Verbindung setzen.« - Ich war sofort Feuer und Flamme und unsere beiden Töchter ebenso. (Wir sind ein bisschen romantisch veranlagt, müssen Sie wissen, und eine Flaschenpost hat nun wirklich etwas Abenteuerliches.) Als wir wieder zu Hause waren, setzten wir uns geschwind an den großen Esstisch, wo ich gleich Fletchers Brief vorlas. »Das ist ja kompletter Unsinn!«, urteilte mein Mann, und unsere Töchter wandten sich enttäuscht ab. Auch ich hielt Fletcher für einen Spinner. Trotzdem will ich jeder Sache selbst auf den Grund gehen. Hätten die anderen gewusst, dass ich seinen Worten Glauben schenkte, hätten sie mich glatt für verrückt erklärt. Deshalb empfand ich eine gewisse Scham. Um Fletchers Bericht also möglichst unbemerkt zu prüfen, schlich ich mich noch in derselben Nacht aus dem Schlafzimmer, schnappte mir die Flasche, öffnete sie und ließ sie die Treppe hinabkullern. Tatsächlich kroch aus dem Flaschenhals ein gräulicher Nebel, der sich allmählich zu einer Art Körper materialisierte! Er hatte schier endlos lange, kräftige Beine und fürchterlich große Füße. Seine mächtigen Arme hatte er vor der Brust verschränkt. Auf seinem dicken Hals saß ein riesiger Kopf mit herabhängenden runden Ohren und einer Knollennase. Die Struktur der Gestalt war wolkig und ohne festen Umriss; daher konnte ich keine weiteren Einzelheiten erkennen. Ich sah fast ehrfürchtig zu ihm auf, denn er nahm den gesamten Raum des Treppenhauses bis zur Decke ein. Doch kaum hatte sich das Wesen in voller Größe aufgebaut, grollte es auch schon: »Weshalb hast du meine Ruhe gestört, Weib?« Seine Stimme donnerte durch das ganze Haus, so dass die Wände bebten und die Gerätschaften im Besenschrank klirrten. Mein Mann und die Kinder regten sich aber nicht. Nur unser Hund kauerte angsterfüllt in der Ecke und jaulte. - »Um ehrlich zu sein, ich zweifelte an Ihrer Existenz«, entgegnete ich. - Der Geist ließ ein grausames, kaltes Lachen durch den Korridor hallen. »Ihr Menschen seid erbärmliche Geschöpfe«, stellte er ärgerlich fest. - »Ist es - ist es wahr, dass - dass Sie - ich meine - ist es wahr, dass Sie einen Wunsch erfüllen, wenn man Ihnen etwas dafür gibt? Ich könnte zum Beispiel - nun, ich könnte Ihnen eine Geschichte vortragen«, stotterte ich aufgeregt. - »Welche?«, fragte er. (Es war mir also gelungen, seine Neugier zu wecken.) »Ich höre gerne Geschichten, doch ich kenne sie alle. Ihr Winzlinge erzählt stets das Gleiche. Ihr habt nichts Neues zu berichten.« -

»Das ist nicht wahr!«, verteidigte ich mich. »Ich habe ein paar schöne Märchen für meine Töchter geschrieben. Sie wurden nie veröffentlicht und kein Außenstehender hat sie je gelesen. Es ist völlig ausgeschlossen, dass sie Ihnen bekannt sind.« - Das Wesen hatte ein offenkundiges Interesse an meinen Geschichten. So vertrieb ich mir die Nacht damit, einen gelangweilten Flaschengeist mit Märchen zu unterhalten, die ich mir eigentlich für meine Kinder ausgedacht hatte. Weil ich eine recht gute Erzählerin bin, hielt ich ihn lange bei Laune. Erst nachdem ich die letzte Story preisgegeben hatte, gewährte er mir zum Dank für meine Mühe einen Wunsch. Da wurde ich ein Opfer meiner Eitelkeit und bat ihn: »Ich möchte schlanker werden.« Daraufhin versprach er mir: »So soll es sein!« Mit diesen Worten schlüpfte er zurück in seine Flasche. - Nun war ich ja immer etwas füllig; im Jahr zuvor aber hatte ich sehr zugenommen. Meine Kleider wurden samt und sonders zu eng. Ich war unzufrieden und verglich mein Aussehen ständig mit dem der anderen Frauen in meiner Bekanntschaft. Manchmal plagte mich der Neid, und mitunter misstraute ich selbst meinem Mann, obwohl er mir stets aufs Neue beteuerte, dass meine Figur ihm nicht wichtig sei. Diäten, Pillen und Gymnastik - ich hatte wirklich alles versucht und doch kein Pfund verloren. Sie können sich also gewiss vorstellen, wie mich die Aussicht auf eine baldige Besserung dieses Zustands aufmunterte. - Am nächsten Tag trat auch bereits die erste Veränderung ein: Mein Rock war plötzlich zu weit. Tags darauf rutschte mir derselbe Rock von der Taille bis zu den Hüften. Sogar mein Mann, der keinen Sinn für Äußerlichkeiten hat, musterte mich eingehend und meinte schließlich, ich sei schmal geworden. Schon zwei Wochen später hatte ich eine Traumfigur. Ich jauchzte vor Freude! Der Flaschengeist hatte tatsächlich sein Wort gehalten. Leider stellte sich aber heraus, dass er nicht wusste, wann eigentlich Schluss sein sollte. Ich hatte meinen Wunsch wohl nicht genau genug formuliert. Zu meinem Schrecken wurde mir klar, dass dies eine Schlankeitskur ohne Ende ist! Von da an magerte ich zusehends ab und war bald nur noch ein wandelndes Knochengerippe. Als ich den Geist ein zweites Mal weckte und auf Knien um Gnade flehte, zeigte er sein wahres Gesicht und verhöhnte mich bloß. Als ich ihm anbot, neue Märchen zu erfinden, lehnte er unnachgiebig ab. Wie mein Leidensgenosse Edward Fletcher versuchte ich in meiner Wut, seine Flasche zu zertrümmern, und wie er scheiterte ich kläglich. Ich warf sie aus dem Fenster, mein Mann fuhr mit dem Auto über sie hinweg und wir überließen sie dem Kaminfeuer. Doch sie ist unverwundlich und ihr Bewohner lässt alles über sich ergehen. Heute schreibe ich Ihnen diese Zeilen, berichte Ihnen, was mit mir geschehen ist. Noch bin ich am Leben und imstande, wenigstens einen Bleistift in der Hand zu halten; schon morgen kann selbst das unmöglich sein. Mit Entsetzen habe ich feststellen müssen, dass nicht nur mein Fleisch, sondern auch mein Skelett von dieser schrecklichen Schlankeitskur betroffen ist. Meine Knochen schwinden. Alles an mir wird dünner und weniger. Ich fühle, dass der Geist mich am Leben lässt. Aber was für ein Leben erwartet einen Menschen, der dazu verurteilt ist, zu einem eindimensionalen Strich zusammenzuschrumpfen? Werde ich weiterhin wahrnehmen können, was um mich herum passiert? Werde ich mich verständlich machen können? Reden, hören, fühlen? Ich habe nicht die leiseste Ahnung, wie meine Zukunft aussieht. Dieser Brief ist mein Vermächtnis an die Nachwelt. Nehmen Sie sich vor dem Flaschengeist in Acht und richten Sie keine Wünsche an ihn, denn mir scheint, er kann zwar mit uns kommunizieren, jedoch kann oder will er uns nicht verstehen.

Ihre Melissa Walton

Melissa Waltons Bericht ist ein wahrer Schock für mich, bestätigt er ja indirekt auch Edward Fletchers Botschaft. Trotzdem mag ich kaum glauben, dass dieser Geist wirklich existiert. Solche Wesen gibt es eigentlich nur in alten Sagen und schlechten Schauerromanen. Dennoch bin ich ziemlich beunruhigt. Befindet sich tatsächlich eine fremde Macht in jener unscheinbaren Flasche?

Ich breite die dritte Nachricht aus. Möglicherweise bringt sie Licht in die Angelegenheit ...

Ich bin Martha Wilder. Wie meine Schicksalsgefährten ereilte mich das Unglück, Bekanntschaft mit dem Flaschengeist zu schließen. Zumindest berichtet das mein Mann. Wie er mir soeben sagt, erzählt er es mir täglich von neuem, denn am nächsten Morgen weiß ich nicht, was am Vortag war. Ich finde mich nicht mehr zurecht, bin völlig hilflos. Da ich mich nicht daran erinnern kann, wie alles begann, wird nun mein Mann diesen Brief fortführen und Ihnen mitteilen, was geschehen ist.

Ihre Martha Wilder

Hier ist Frederic Wilder. Obgleich ich mich ungern schriftlich ausdrücke, erfordern es die Umstände, dass ich meine Scheu überwinde. Um nicht mit der Tür ins Haus zu fallen, werde ich chronologisch vorgehen. - In ihrer Jugend war meine Frau Martha sehr schön; deshalb litt sie unter dem Alterungsprozess entsetzlich. Als sie die vierzig überschritten hatte, nahm ihr Verhalten schließlich krankhafte Züge an. Sie fing an, jedes einzelne graue Haar und jedes noch so kleine Fältchen zu bekämpfen. Ich brauche wohl nicht zu erwähnen, dass ihr jedes Mittel recht war, um etwas an ihrem Äußeren zu verbessern. Sie ließ keine Verjüngungskur aus und legte sich sogar unters Messer. Freilich brachte all das auf lange Sicht wenig, doch Martha ergab sich nur widerwillig in ihr Schicksal und verließ immer seltener das Haus. Durch ihren Wahn von der ewigen Jugend war sie blind für wichtigere Dinge, und sie übersah dabei völlig, dass ihre Altersgenossinnen sie nach wie vor um ihre Schönheit glühend beneideten. So verrann die Zeit und die Jahre verstrichen eines nach dem anderen. - Manchmal liefen wir am Strand entlang, wenn es dunkelte, so auch an Marthas fünfzigstem Geburtstag. Dabei lasen wir diese Flasche auf. Die Flut spülte sie direkt vor die Füße meiner Frau. Ich wollte sie wegwerfen oder einfach liegen lassen, aber Martha bestand darauf, sie mitzunehmen. Zu Hause angelangt, öffneten wir das Gefäß und waren hochofren über die Post aus dem Meer. Was wir da erfuhren, bereitete uns allerdings Kopfzerbrechen. Bei mir überwogen letztendlich die Zweifel. Ich konnte mir beim besten Willen nicht vorstellen, dass es außerhalb der Märchen- und Sagenwelt Geister gibt, die in Flaschen leben, Wünsche erfüllen und ungern geweckt werden. Meine Frau, die hoffnungslos schwärmerisch veranlagt ist, nahm das hingegen für bare Münze und schlug vor, es darauf ankommen zu lassen. Ich riet ihr ab, hatte dafür jedoch kein überzeugendes Argument. Außerdem war es ihr Geburtstag und Ablenkung tat ihr gut. Also warf Martha das Gefäß mit aller Wucht gegen die Wand, woraufhin das gasförmige Monstrum wie eine Rauchsäule aus der Flasche aufstieg. »Wer wagt es, meine Ruhe zu stören?!«, brüllte das Wesen mit tiefer Stimme, so dass ich erbebe. Meine Frau versuchte den Geist zu beschwichtigen. Mir wurde indessen sehr schnell klar, dass er nicht zum Scherzen aufgelegt war. Martha war dennoch wild entschlossen, ihm die Gewährung eines Wunsches abzurufen. Sie vollführte einen Bauchtanz und sang dazu, dass mir das Herz aufging. Anschließend rezitierte sie mit Inbrunst eine tragische Passage aus einem mir unbekanntem Stück. Sie zeigte ihr ganzes akrobatisches Können, indem sie ein Rad schlug, Handstand, Spagat und Salto präsentierte. Der Geist war davon allerdings nicht angetan und gähnte gelangweilt. Er war ihrer überdrüssig, aber sie gab nicht auf. Ich hatte das Gefühl, er erfüllte ihr die Bitte, allein um ihre Gesellschaft nicht länger ertragen zu müssen. Von all den Turnübungen außer Atem geraten, stöhnte sie: »Ich wäre gerne jünger!« Dieser Satz wurde uns beiden zum Verhängnis! Meine Frau war außer sich vor Freude und gelobte, dass von nun an alles besser werde. Doch als ich sie am darauffolgenden Morgen auf den Vorfall ansprach, wusste sie anscheinend nichts mehr von der Begebenheit. Sie war sogar im Begriff, die Flasche samt Geist in den Mülleimer zu schmeißen, und nur mit Mühe gelang es mir, sie daran zu hindern. Als ich ihr von dem Wesen berichtete, lachte sie mich bloß aus. Was ich anfangs für eine ihrer Verrücktheiten hielt, stellte sich bald als bittere Wahrheit heraus - sie hatte alle Ereignisse des Vortags vergessen! Es sollte aber noch schlimmer kommen: Nach einem Jahr erinnerte sie sich nicht an unseren damals zweijährigen Enkel und nach zwanzig Jahren nicht einmal mehr an unsere inzwischen vierzigjährige Tochter. - Währenddessen sind fünfundzwanzig Jahre verflossen. Martha ist unfähig, den Alltag zu meistern, und begreift wohl selbst nicht, was mit ihr geschieht. In jeder Hinsicht verläuft ihre Entwicklung rückwärts. Da nützt es freilich wenig, dass sie mittlerweile wieder so jung und wunderschön ist wie seinerzeit, als wir uns kennenlernten. Für uns alle ist ihr Zustand sehr verwirrend. Ich bin zu dem verblüffenden Schluss gekommen, dass sie sich jeweils erst einen Tag in die Zukunft und dann zwei Tage zurück in die Vergangenheit bewegt. Dieser Zeitsprung erfolgt irgendwann zwischen einer Sekunde vor und Punkt zwölf Uhr nachts und vollzieht sich in einem für unsere Sinne nicht wahrnehmbaren Moment. Marthas Gedächtnis wird dabei Tag für Tag buchstäblich gelöscht. - Hier möchte ich meine Aufzeichnungen unterbrechen. Ich werde vielleicht in einigen Jahren mit dieser Schilderung fortfahren.

Ihr Frederic Wilder

Mein Name ist Anna Wilder. Ich bin Martha und Frederic Wilders Tochter. Mein Vater ist kurz nach obigem Bericht von uns gegangen. (Das Leben mit meiner Mutter war einfach zu hart für ihn.) Seit sechsundzwanzig Jahren ist er nun tot, und ich möchte stellvertretend für ihn dieses Schreiben beenden. - In den letzten Jahren lebte

meine Mutter bei mir. Sie hatte sich zu einem Kind zurückgebildet und schließlich nach und nach Lesen und Schreiben, zum Schluss sogar das Laufen und Sitzen verlernt. Sie hätten sehen müssen, wie qualvoll Mum starb - ein Embryo ohne den schützenden Bauch seiner Mutter! Das kann ich nie und nimmer vergessen. Ich habe ihren Tod (sie verschied vor einem Jahr) bis heute nicht verarbeitet und verstehe nicht, wie dies passieren konnte. - Mein Vater war ein kluger und besonnener Mann. Auf seinem Sterbebett bat er mich darum, diese Nachricht zu vervollständigen. Ich werde sie jetzt dem Meer überlassen, in der Hoffnung, dass jene Flasche niemals wieder an Land gespült wird. Hören Sie meine Warnung, sehr geehrter Leser! Machen Sie keine Geschäfte mit dem Flaschengeist! Er bringt nur Unheil und Verderben.

Ihre Anna Wilder

Mit zitternden Händen falte ich die letzte Botschaft zusammen, lasse sie vorsichtig in das Innere der Flasche gleiten und verschließe die Wohnung des Geistes mit dem Korken. Diese drei Berichte haben mich wirklich aufgewühlt. Um nichts in der Welt werde ich Kontakt mit jenem Ding aufnehmen, und vor allem will ich die Menschheit vor ihm schützen. Unten bei den Klippen ist eine kleine Höhle; darin werde ich das Gefäß verwahren. Damit erweise ich uns allen einen guten Dienst: Er hat seine Ruhe und wir sind in Zukunft sicher vor ihm.

Die Sonne steht blutrot über dem Meer. Bald wird es dunkel - ich sollte mich beeilen. Der Sturm greift mich von der Seite an. Ich muss aufpassen, dass ich nicht falle. O weh! Kleine Steinchen haben sich aus dem Fels gelöst und beginnen zu rollen. Ich finde keinen Halt mehr, stolpere und stürze. Das Glas entschlüpft meinen Händen und kullert den Hügel hinab! Regungslos liege ich da und bete, dass der Pfropfen dem Geist den Weg versperrt.

Klirrend hüpft die Flasche den holprigen Abhang hinunter. Der Verschluss springt heraus. Ich blicke auf die See hinaus - all mein Hoffen war vergebens! Was ich sehe, verschlägt mir schier den Atem. Vor Schreck bin ich wie gelähmt. Von der Meeresoberfläche bis unter das Rot des Abendhimmels erstreckt sich der Flaschengeist und herrscht mich verdrießlich an: »Ihr Menschen seid Plagegeister, wollt immer nur Wünsche erfüllt haben und raubt mir den Schlaf. Verschone mich mit deinen Künsten, Winzling! Sag mir einfach, was du willst, und es wird geschehen, aber lass mir fortan meinen Frieden! Welche Bitte also soll ich dir gewähren?«

Ich kauere ängstlich auf dem Boden und versichere ihm mit tränenerstickter Stimme: »Ich wünsche mir nichts von dir!« »Das sollst du haben!«, lacht er höhnisch und verschwindet urplötzlich. Und mit ihm verschwindet alles: der Felsen, die Gräser, der Wald in der Ferne, das Meer mit seinem Rauschen, der Wind, ja selbst der Himmel und die Sonne. Kein Geräusch mehr, kein Geruch, kein Licht. Stille und Dunkelheit. Kein Boden unter den Füßen. Ich schwebe durch ein unbeschreibliches Nichts.

Alles ist dahin. Was soll ich jetzt tun? Was soll ich bloß machen? Meine Hände greifen ins Leere. Ich bin das Einzige, was noch existiert. Ich muss diesen Geist um Gnade bitten - aber wo soll ich nach ihm suchen? Wie kann ich ihn finden, wenn ich nichts sehe? Was tut er gerade? Ist er wach oder schläft er?

»Geist aus der Flasche, wo bist du?«, rufe ich in die Leere hinein.

Der Zombie speist um Mitternacht

Stets auf der Suche nach Sensationen, befasst sich die Boulevardpresse gerne mit spektakulären Verbrechen, ungelösten Rätseln und mysteriösen Vorfällen. Ist der Schleier eines Geheimnisses aber erst einmal gelüftet, schwindet das Interesse der Öffentlichkeit schnell. Deshalb schicken einschlägige Zeitungen ihre Berichterstatter auf die Jagd nach Dämonen, Vampiren, Geistern, Monstern und anderen zwielichtigen Gestalten, um ihre Leser mit ständig neuen Meldungen aus der Welt des Unerklärlichen zu unterhalten.

Matt Henderson war einer jener Reporter. Seit vielen Jahren war er den Wesen der Nacht schon auf der Spur und seine Ermittlungen hatten ihn in die weite Welt geführt. Der unscheinbare Enddreißiger war von mittlerer Größe und klapperdürr. Er verstand es gut, sich hinter seinen Kollegen zu verstecken, wenn es mal brenzlig wurde, und konnte sich auch gewandt nach vorn drängeln, um in der ersten Reihe zu stehen. Seine Gesichtszüge waren ebenmäßig und nichtssagend. Man sah ihn und vergaß ihn - der Allerweltstyp schlechthin. Markant waren nur seine hellgrauen Augen, die stets aufmerksam umherblickten und ihm manchmal den Ausdruck eines hungrigen Greifvogels gaben. Sein angegrautes Haar wirkte farblos und schien im Schwinden begriffen zu sein. Hendersons Gesten waren durch Wachsamkeit geprägt, sein Gang war fast lautlos und seine Stimme schnurrte leise und unaufdringlich. Er tauchte auf und unter, wo und wann immer es die Lage erforderte, und witterte die guten Storys genauso wie die damit verbundenen Gefahren. Er machte seinen Job und er machte ihn hervorragend, vielleicht gerade deshalb, weil er davon überzeugt war, dass er etwas unglaublich Wichtiges tat.

Vor einer Woche nun hatte man einen neuen Mitarbeiter in seine Obhut gegeben. Luke Parker, ein junger Fotograf, sollte ihn fortan bei den Nachforschungen unterstützen. Im Gegensatz zu Henderson fiel der spindeldürre, hochgeschossene Lulatsch schon durch sein strohblondes Zottelhaar auf. Die Absätze seiner Schuhe hallten, als ob eine ganze Kompanie im Gleichschritt marschierte, und seine schrille Stimme schnitt wie eine akustische Rasierklinge. Obendrein war der Grünschnabel noch unerfahren und überdies ein wenig ängstlich. Henderson reagierte daher ziemlich sauer, als sein Boss dieses Ungeheuer von Praktikant bei ihm abstellte, aber alles Jammern war umsonst. Wenn dir der Enkel des Zeitungsverlegers anvertraut wird, dann musst du die Zähne zusammenbeißen, ob es dir passt oder nicht.

* * *

»Heute jagen wir einen Mann, der im Verdacht steht, in der kleinen Ortschaft N. nachts auf dem Friedhof Leichen auszugraben und zu verspeisen«, unterrichtete Henderson seinen Schützling.

»Ein Zombie!«, jauchzte dieser freudig.

»Parker! Sie scheinen nicht viel von solchen Wesen zu verstehen. Also ziehen Sie keine voreiligen Schlüsse!«, ermahnte Matt Henderson den Neuling. »Erst müssen wir den Fall gründlich untersuchen. Dazu fahren wir nach N., befragen die Einwohner der Gemeinde und nehmen den Friedhof in Augenschein. Treffen wir dabei auf den Unbekannten, dann schnappen wir ihn uns.«

»Wenn er ein Zombie ist, wird er uns töten und fressen!«, warf Luke Parker furchtsam ein.

»Wir müssen lediglich überprüfen, ob überhaupt etwas an der Geschichte dran ist. Außerdem sind wir zu zweit und er ist allein.«

»Das beruhigt mich nicht gerade, Mr Henderson. Ich sage Ihnen gleich, wir haben keine Chance gegen ihn. Wie sollen wir ihm denn Paroli bieten, wenn er bereits tot ist? O Gott, hoffentlich wird das nicht mein erster und letzter großer Fall!«

Henderson herrschte den Fotografen barsch an: »Jetzt nehmen Sie sich zusammen, Parker! Ich habe schon ganz andere Sachen überlebt.«

* * *

»Zuerst sprechen wir mit einer gewissen Mrs Hall«, legte Henderson fest. »Sie hat schließlich unserer Redaktion von den seltsamen Vorfällen berichtet. Mal sehen, was sie uns noch erzählt.«

Er lief schnurstracks auf Mrs Halls Haus zu und läutete voller Tatendrang. Parker folgte ihm mit wenigen meterlangen Schritten, die Fotoausrüstung unter den Arm geklemmt.

»Und dass eines klar ist: Ich stelle hier die Fragen!«, schüchterte Henderson seinen Begleiter ein.

Mrs Hall erschien inzwischen an der Tür und bat die beiden Herren freundlich herein. Auf dem runden Wohnzimmertisch stand bereits Geschirr für drei Personen und in der Mitte lockte eine Schale mit lecker duftendem Gebäck.

Henderson nippte zurückhaltend an einer Tasse Tee und knabberte genüsslich einen Keks, wobei er galant die Backkünste der Gastgeberin pries. Parker hingegen goss kannenweise das aromatische Getränk in sich hinein und schlug sich gierig den Bauch voll. Dies tat er, ohne zu loben oder sich zu bedanken, aber aus den Mengen, die er verschlang, konnte man ersehen, dass es ihm schmeckte.

Mrs Hall lieferte Henderson unterdessen wertvolle Informationen über den Mann vom Friedhof. Parker bekam von alledem nichts mit. Er war viel zu sehr mit dem Essen beschäftigt.

»Seit dieser Kerl hier am Ort ist, habe ich keine ruhige Stunde mehr«, klagte sie den Reportern ihr Leid. »Fast jeden Tag begegne ich ihm und sein grauenhafter Anblick lässt mich immer wieder erschauern.«

»Versuchen Sie den Mann zu beschreiben, und zwar in allen Einzelheiten!«, forderte Henderson die alte Dame auf.

»Er sieht ganz entsetzlich aus«, fasste sie ihren Eindruck zusammen. Ihre faltigen, dünnen Hände ruhten auf den spitzen Knien, deren Umrisse sich durch den Kostümstoff abzeichneten. Schwere Ringe mit großen Edelsteinen bemühten sich redlich, ihre knotigen Finger zu zieren.

»Sagen Sie mir einfach alles, was Ihnen zu diesem Mann einfällt, egal ob Sie es für wichtig oder unwichtig erachten, so dass ich mir ein Bild von ihm machen kann«, nahm Henderson einen neuen Anlauf.

»Er ist sicher einen Kopf größer als Sie - vielleicht wie der junge Herr.« Hierbei zeigte sie auf Parker. »Und er ist sehr kräftig.«

Nach einer Weile meinte sie: »Sein Gesicht ist hässlich, seine Kleidung strotzt vor Schmutz. Ich sehe diesen massigen, dreckigen Kerl und weiß: Das ist er!«

Mrs Hall bebte vor Aufregung und ihre Lippen wurden blass. Ihre ohnehin brüchige Stimme versagte. Nervös rückte sie mit der rechten Hand ihre silbernen Locken zurecht und überprüfte den korrekten Sitz der glitzernden Spangen.

Henderson schoss nur ein Gedanke durch den Kopf: »Ihre Angst ist echt!«

»Ich glaube, sein Haar ist grau«, fuhr sie fort, »doch meistens hat er einen braunen Schlapphut auf, der einen dunklen Schatten auf sein Gesicht wirft. Er trägt einen ziemlich alten und verschlissenen braunen Anzug, an dem stets Erde klebt. Wenn ich ihm begegne, dann rieche ich förmlich den Tod.«

»Ist Ihnen sonst noch etwas an ihm aufgefallen?«, bohrte Henderson weiter.

»Nun, er läuft nie schneller oder langsamer, bewegt sich wie eine Maschine, die auf eine bestimmte Geschwindigkeit programmiert ist. Ich schwöre bei Gott, er ist einer von *ihnen*!« Ihr Blick spiegelte das blanke Entsetzen wider.

»Einer von ihnen?« Henderson tat, als ob er nicht verstünde. »Was meinen Sie damit, Mrs Hall?«

»Na, einer dieser Leute, die sich vom Fleisch der Toten ernähren!« Sie zitterte am ganzen Leib.

»Das ist eine gewagte Behauptung! Haben Sie dafür irgendwelche Beweise? Gibt es vielleicht Zeugen?« Henderson schaute ungläubig drein. Parker allerdings blieb der letzte Keks im Halse stecken, so dass er schrecklich husten musste. »Meine Nachbarin, Mrs Dawson, hat erst vorige Woche beobachtet, wie er in der Dämmerung auf dem Friedhof Särge aushob und wenig später am offenen Grab aß.«

Henderson war skeptisch. Zwei ältere Damen mit blühender Phantasie hatten einander Angst gemacht und die Geschichte vom Leichenfresser in die Welt gesetzt. Endlich gab es in N. wieder ein Thema, worüber zu sprechen sich lohnte! Aber konnte es sich dabei nicht ebenso gut um ein Hirngespinnst handeln?

Als Henderson so sinnierte, schrak Mrs Hall urplötzlich zusammen. Mit ihrem langen, bleichen Zeigefinger deutete sie auf das Fenster. Henderson drehte sich um. Er sprang vom Stuhl auf und rannte zur Tür, stieß sie auf und stürzte in den Garten hinaus. Gerade noch sah er in der Ferne einen Mann, der in Richtung Marktplatz trottete.

»Parker, kommen Sie!«, schrie er. »Schnell, Parker, nichts wie hinterher!«

Der Fotograf trat unentschlossen ins Freie.

»Vielen Dank, Mrs Hall!«, rief Henderson, packte seinen neuen Kollegen am Arm und zog ihn mit sich fort.

Die beiden Sensationsreporter nahmen gleich die Verfolgung auf, doch der Vorsprung des verdächtigen Mannes war groß. Im Marktgetümmel verloren sie ihn. Unverrichteter Dinge kehrten sie schließlich in die Seitengasse mit den netten Häuschen zurück ...

Henderson hielt es für hilfreich, sich nun auch Mrs Dawsons Geschichte anzuhören. Er war gespannt, was die

Nachbarin der gastfreundlichen Mrs Hall ihm auftischen würde. Und Mrs Dawson übertraf Mrs Hall in jeder Hinsicht: Sie war noch älter, noch dünner und noch großzügiger.

Henderson naschte bescheiden vom selbst gebackenen Kuchen, während Parker sich gut die Hälfte davon einverleibte. Indessen berichtete Mrs Dawson von ihrer nächtlichen Begegnung.

»Mein Mann ist erst seit sechs Wochen tot«, schluchzte sie.

»Das tut mir sehr leid!«, warf Henderson ein.

»Ich besuche meinen verstorbenen Mann jeden Abend auf dem Friedhof. Dann rede ich mit ihm, erzähle ihm, was in der Nachbarschaft passiert ist. Er war nämlich sehr neugierig. - Ach ja! Das waren noch Zeiten, als er die Leute von gegenüber mit dem Fernglas beobachtete und Wanzen in den Wohnungen unserer Bekannten anbrachte!« Ein seliges Lächeln huschte über ihr Gesicht.

Henderson fand das gar nicht komisch und dachte bei sich, dass der alte Dawson auf dem Gottesacker gut aufgehoben sei.

»Wenn ich vor seinem Grab stehe, habe ich das Gefühl, dass er bei mir ist und wir bald im Himmel vereint sind«, plapperte die Witwe gedankenverloren und kam somit ziemlich vom Thema ab.

»Sie wollten mir doch von Ihrem Zusammentreffen mit dem Mann vom Friedhof erzählen«, lenkte Henderson deshalb das Gespräch wieder in die zweckdienliche Richtung.

»Ja, so ist es«, meinte Mrs Dawson daraufhin. »Nun, ich hatte mich einmal verspätet und es war beinahe dunkel, als ich am Grab meines Mannes eintraf.« Sie drückte eine Träne ins Taschentuch. »Ich war die einzige Besucherin auf dem ganzen Kirchhof, bis dieser schaurige Unhold auftauchte. Er trug einen Spaten bei sich und hielt eine ausgebeulte Aktentasche unterm Arm. Sein Gang war schleppend und trotzdem bestimmt. Er bewegte sich ganz gleichmäßig - wie ferngesteuert. Das war unheimlich, Mr Henderson. Ach, ich kann es Ihnen nicht anschaulich genug beschreiben! Sie müssten es mit eigenen Augen sehen. Er lief durch die Reihen und schaute weder rechts noch links. Ich hatte den Eindruck, dass er sich bestens auskannte. Dann begann er, ein Grab auszuheben. Er schaufelte mechanisch. Ich fürchtete mich schrecklich und schlich daher vorsichtig vorwärts. Selbst beim geringsten Geräusch meiner Schritte zuckte ich zusammen. Mein Herz blieb fast stehen, als ich in seine Nähe kam, und als ich hinter ihm war, stockte mir schier der Atem. Er aß! Mr Henderson, stellen Sie sich mein Entsetzen vor! Ich stieß einen gellenden Schrei aus und rannte davon. Glauben Sie mir, so schnell bin ich nie zuvor auf den Beinen gewesen! Aber der Gedanke, dass ich vielleicht auf dem Speiseplan dieses Ungeheuers landen würde, versetzte mir einen solchen Schock, dass ich nur mehr lief und lief und nicht mal weiß, wie ich überhaupt nach Hause gelangt bin.«

»Hat er Sie verfolgt?«, fragte Henderson.

»Ich weiß nicht. Ich kann mich an keine weiteren Einzelheiten erinnern. Ich konnte doch gar nicht begreifen, was um mich herum geschah! Ich stand praktisch neben mir.«

Mrs Dawson begann vor Aufregung zu zittern. Der Vorfall hatte sie wohl ziemlich mitgenommen. Henderson fand, dass es Zeit war, zu gehen. Er entschuldigte sich für die Mühe, die er und sein Partner ihr bereitet hatten, und bedankte sich artig für ihre Gastlichkeit. Parker verabschiedete sich schmatzend und stopfte sich schnell noch ein Stück Kuchen in den Mund. Mrs Dawson lächelte mild und weinte leise und fing ihre Tränen in einem Spitzentaschentuch auf.

* * *

»Das war vielleicht ein Tag!«, stöhnte Henderson, während er die letzten Stunden Revue passieren ließ. Erst diese scheinbar endlose Fahrt in das entlegene Kaff, dann die wenig ersprießlichen Gespräche mit den beiden überängstlichen Damen, die sich wahrscheinlich bloß wichtigmachen wollten, weil sie sich nach Aufmerksamkeit sehnten, und schließlich jener unbekannt Mann, der sich auf höchst zwielichtige Weise auf dem Dorffriedhof betätigte - in was für eine verquaste Geschichte war er da wieder hineingeraten!

Henderson musste unwillkürlich lachen, als er an die missglückte Verfolgung des Verdächtigen dachte. Zu allem Übel ging ihm sein neuer Mitarbeiter entsetzlich auf die Nerven. Nicht nur, dass der junge Parker fraß wie eine neunköpfige Raupe und sein Benehmen nicht gerade fein war! Er schwatzte auch ständig von Zombies und Kannibalen und brachte ihm all das Pseudowissen bei, das er beim Ansehen unzähliger schlechter Horrorfilme erworben hatte. Henderson mochte gar nicht mehr hinhören, wenn Parker zu reden begann. Als er die Tür seines Nachtquartiers in einer kleinen und eher bescheidenen Pension hinter sich schloss, war es eine Befreiung für ihn.

* * *

Der zweite Tag in N. verlief wie der erste und der dritte wie die beiden Tage zuvor. Parker wurde niemals satt, verspeiste alles, was genießbar war, und nahm dabei nicht ein Pfund zu. Henderson recherchierte gründlich, doch ergebnislos. Er befragte fast jeden Einwohner des Ortes, erhielt aber stets dieselben Antworten. Alle wussten von diesem Mann und meinten zu wissen, was er tat; dennoch kannte keiner auch nur seinen Namen. Also entschloss sich Henderson kurzerhand dazu, seinen Boss Gallagher anzurufen, um die Erlaubnis zur Einstellung dieser nutzlosen Nachforschungen einzuholen. Der Chef jedoch zeigte sich unerbittlich.

»Warum wollen Sie jetzt schon die Flinte ins Korn werfen? Sie sind ja gerade erst angekommen!« Seine Stimme klang verständnislos.

»Nun, Mr Gallagher, ich glaube, hier gibt es einfach keine Story«, begründete Henderson sein Anliegen. »Alles, was ich habe, sind zwei von Hirngespinnsten besessene, alleinstehende alte Damen, die sich die meiste Zeit schlichtweg langweilen und fremden Leuten gerne ihr Herz ausschütten, weil ihnen sonst niemand zuhört. - Ach! Und dann ist da noch jener Herr in Braun, den mein neuer Kollege stets ›Zombie‹ nennt, obwohl er dieses Wort bloß aus Horrorfilmen kennt.«

»Henderson!« Gallagher dehnte den Namen seines Untergebenen beim Sprechen verdrießlich in die Länge. »Ich bin sicher, Sie finden heraus, was dahintersteckt. Sie sind mein bester Mann! Bleiben Sie einfach am Ball.« Wenn der Boss sich einmal in etwas verbissen hatte, war er nicht so leicht davon abzubringen. Obgleich er natürlich ebenso wusste, dass die ganze Angelegenheit mehr als fragwürdig war, hielt er Henderson in N. fest. »Sie sind der Einzige, der den Mut hat, dieser Geschichte auf den Grund zu gehen«, schmierte er ihm Honig ums Maul. »Wissen Sie, die Geister, die sich hin und wieder ablichten lassen, die Seeungeheuer, die hier und da mal auftauchen, die Spukorte, die Psychokinese-Phänomene - all das untersuchen andere Reporter fast genauso zuverlässig wie Sie. Wenn es aber gefährlich werden kann, dann kneifen die Feiglinge. Ein heißes Eisen fassen nur Sie richtig an. Ich brauche Sie in N.!«

»Und was wird mit Parker?« Henderson versuchte, zumindest dieses Problem zu beseitigen.

»Parker?« Gallagher tat erstaunt. »Was soll mit ihm werden? Er wird Sie weiter unterstützen.«

»Unterstützen?!« Henderson lachte ins Telefon. »Dieses Bürschchen soll mich unterstützen? Der steht mir ja bloß im Wege! Der Junge ist mir ein Klotz am Bein. Er frisst und faulenz den ganzen Tag und geht mir gehörig auf den Geist. Parker ist eine unerträgliche Nervensäge.«

»Hören Sie, Henderson!«, entgegnete Gallagher. »Was Ihre Zusammenarbeit mit Luke Parker betrifft, so müssen Sie sich schon beim alten Parker persönlich beschweren. Ich kann daran gar nichts ändern. Unser gemeinsamer Boss hat sich nun mal in den Kopf gesetzt, seinen Enkel zum Pressefotografen auszubilden. Und von keinem kann er schließlich so viel lernen wie von Ihnen. Sie sind doch der Starreporter unserer Zeitung! Führen Sie einfach Ihren Auftrag aus.«

Es knackte in der Leitung. So scheiterte Hendersons Versuch, die sinnlosen Erkundungen in N. zu beenden.

* * *

Die Nacht senkte sich langsam über die Ortschaft N. Henderson saß auf der Bettkante und grübelte. Wenn er jemals dieses Nest verlassen und Parker wieder loswerden wollte, dann musste er etwas unternehmen. So fasste er einen folgenschweren Entschluss ...

Energisch pochte Henderson an Parkers Tür. »Machen Sie auf! Sie haben heute Nachtdienst.«

Verdutzt öffnete der Fotograf. Er stand da in Unterhosen und kaute noch an seinem Abendimbiss. Anscheinend hatte er sich soeben ein Brötchen quer in den Mund geschoben, denn sein dürres Gesicht war irgendwie aus der Form geraten.

»Nachtdienst?«, murrte er, gierig schluckend.

»Ja«, erwiderte Henderson knapp. »Ziehen Sie sich warm an! Es kann etwas länger dauern. In fünf Minuten treffen wir uns unten. Alles Weitere erkläre ich Ihnen später.«

Parker wunderte sich sehr. Er hasste seinen Partner für dessen Unberechenbarkeit. Griesgrämig knurrend kleidete er sich an. Da musste er bereits den ganzen Tag von Haus zu Haus hetzen und sich immer neue Schauer märchen von diesem Leichenfresser anhören, und nun durfte er nicht mal mehr in Ruhe zu Abend essen.

Als er sein Zimmer verließ, warf er einen hungrigen Blick auf die leckeren Sandwiches, die hübsch nebeneinander auf dem Tisch lagen und nur darauf warteten, endlich von ihrem Käufer verspeist und verdaut zu werden.

* * *

»Wo gehen wir jetzt hin? Wem staten wir einen Besuch ab?«, erkundigte sich Parker nach dem Grund für Hendersons

Attacke gegen seine Nachtruhe und seinen gesunden Appetit.

»Wir laufen zum Friedhof und warten auf unseren alten Bekannten.«

»Aber - aber -!« In Parker keimte ein Verdacht. »Das ist nicht Ihr Ernst!«, meinte er kopfschüttelnd, wobei ihm das Entsetzen ins Gesicht geschrieben stand. »Sie wollen doch nicht etwa mit dem Zombie zusammentreffen?!«

»Allerdings möchte ich das«, bestätigte Henderson Parkers bange Ahnung. »Es ist die einzige Möglichkeit, herauszufinden, ob wirklich etwas Wahres an dieser Sache dran ist«, erläuterte er sein Vorhaben.

»Das ist - oh!«, stammelte Parker fassungslos. »Es ist gefährlich! Er wird Sie töten und vergraben oder töten und danach auffressen. Sie werden nicht davonkommen.« Mittlerweile dämmerte es ihm. »Was soll ich eigentlich dabei tun? Ich meine, Sie sind ja der berühmte Reporter! Sie sind wagemutig und erfahren. Sie können mit solchen Situationen bestens umgehen. Sie brauchen mich doch gar nicht!« Parkers Augen bekamen einen bettelnden Ausdruck und seine Stimme klang beinahe weinerlich. »Sie werden bestimmt auch ohne mich mit ihm fertig. Ich verstehe nicht, weshalb Sie mich überhaupt mitnehmen.« Er lachte gezwungen. »Ich kann Ihnen nicht helfen, Mr Henderson. Wissen Sie, ich bin zwar relativ groß, aber sehr ungelenkig. Ich habe wenig Kraft und beherrsche keine einzige Kampfsportart. Wenn er also angreift, werde ich ihm keinen Widerstand leisten können. Er wird mich mit seinem Spaten einfach niederstrecken und dann bin ich sofort mausetot. Sie werden ganz allein sein.« Parker starb fast vor Angst.

»Nun reißen Sie sich mal zusammen!«, ermahnte Henderson den Praktikanten. »Sie bleiben hinter mir und ich rufe Sie nur im Notfall. Ich werde mit ihm reden, und wenn Sie sich nicht wieder wie ein Trampel benehmen, wird er Sie gar nicht bemerken. In der Zwischenzeit sollten Sie versuchen, ein paar stimmungsvolle Bilder zu schießen. Friedhöfe bei Nacht verkaufen sich immer gut.«

Parker hatte zwar Respekt vor Hendersons journalistischer Arbeit, jedoch traute er ihm nicht zu, den Appetit des mutmaßlichen Leichenfressers während des Interviews zu zügeln. Ihn beruhigte die Aussicht, Abstand halten zu können, keineswegs. Was würde es ihm schon nützen, wenn er den Starreporter um fünf Minuten überlebte! Er konnte bloß hoffen, dass die Bestie keinen großen Hunger hatte und ihm genug Zeit für den Rückzug blieb.

Als Henderson die Türklinke am Eingangstor niederdrückte und das Eisengitter sogleich aufsprang, befürchtete Parker das Schlimmste. »Muss ein Friedhof bei Nacht nicht geschlossen sein?«, fragte er besorgt.

»Ich habe keinen blassen Schimmer, wie das hier üblich ist«, antwortete Henderson gelassen.

»Sicher ist er bereits da.« Parker blickte sich nach allen Seiten um, aber es war gar nicht so leicht, in der Dunkelheit irgendetwas zu erkennen. »Er wartet auf seine Opfer!«, prophezeite der Praktikant. »Bestimmt hat er das Schloss aufgebrochen.«

»Die Tür ist wahrscheinlich schon ewig kaputt«, versuchte Henderson die Bedenken seines Fotografen zu zerstreuen. »Und wie soll er uns denn erwarten, wenn er nicht mal weiß, dass wir überhaupt hier sind?«

Hendersons Logik verblüffte Parker, doch ein ungutes, beklemmendes Gefühl überkam ihn und benahm ihm fast den Atem.

Die Nacht war windstill und feuchtkalt, der Himmel wolkenverhangen. Ab und an blinkte ein Stern, dann und wann zeigte sich auch der leuchtende runde Mond. Die Luft lag schwer über der Stadt, der Regen hatte die Wege aufgeweicht, es roch nach faulem Laub und Erde. Bei jedem Schritt gab der Boden etwas nach, so dass es förmlich schmatzte.

Parker ging nur zögernd voran und tappte hin und wieder in eine Pfütze. Alles schien sich gegen ihn verschworen zu haben, und wenn hier und da ein Blatt raschelte, verstand er es als Warnung. Die schwarzen Bäume ringsum wirkten auf ihn wie stumme Wächter böser Mächte und die Grabsteine und Kreuze wie Zeugen manch schauriger Tat. Ein Grauen ergriff ihn und lähmte seine Sinne, vor allem aber seinen Verstand. Als ein Hund in der Ferne herzzerreißend zu heulen begann, fiel ihm vor Schreck die Kamera hinunter in den Dreck.

»Sagen Sie bloß, hier gibt's auch noch Werwölfe!«, klagte er, während er sich nach der Fotoausrüstung bückte. »Immerhin ist ja Vollmond«, fügte er erklärend hinzu.

Henderson brummte vor sich hin. Er bereute es, Parker für sein Unterfangen eingespannt zu haben. »Passen Sie gefälligst auf Ihre Kamera auf!«, fuhr er ihn an.

In diesem Moment vernahmen die beiden ein Geräusch - ein gleichförmiges Klopfen ...

»Es kommt von da!«, flüsterte Henderson und zeigte mit dem Arm nach links.

Unterdessen zog ein heftiger, böiger Wind heran. Die dunkelgrauen Wolken jagten am Himmel, die Wipfel der Bäume raunten, die Zweige knisterten. Urplötzlich prasselte ein Schauer auf das dichte Blattwerk der alten Buchen, das Henderson und Parker als Regendach nutzten.

Kaum, dass das Unwetter vorüber war und der Sturm wieder abflaute, hörten die beiden Reporter erneut das dumpfe Pochen. Henderson schlug den Weg nach links ein. Parker schlich verschüchtert hinterdrein. Schon kurze Zeit später

wurden sie eines Mannes gewahr, der zu den Klopflauten auf und nieder wippte. Henderson hielt inne und bedeutete Parker, sich ruhig zu verhalten.

So harrten die Großstadthelden nun in einiger Entfernung aus und sahen dem Mann bei seinem berüchtigten Treiben zu, als er sich mit einem Spaten an einer Grabstätte zu schaffen machte. Das Poltern und Knacken drang bis zu den Reportern, doch ein Strauch mit dichtem Geäst versperrte ihnen die Sicht auf das Grab und seinen Schänder. Während dieser ohne Unterlass mit gleichmäßigen Bewegungen buddelte, faselte der junge Parker, der sich in sicherem Abstand wähnte, etwas von Robotern und Androiden. Der Verdächtige legte irgendwann sein Arbeitsgerät beiseite und ließ sich nieder. Daraufhin wurde es still.

»Kommen Sie!«, spornete Henderson seinen Schützling an.

Die zwei Sensationsjäger stahlen sich am Gebüsch vorbei von hinten an das Grab heran. Sie waren dem Mann so nah wie nie zuvor; nur ein paar Schritte trennten sie noch voneinander. Als die Berichterstatter schließlich hervortraten, erblickten sie das Gesicht des Alten im Profil. Just in diesem Moment nahm er etwas in die Hand und biss herzhaft hinein, obwohl es anscheinend ziemlich zäh war.

Parker geriet in Panik. Er schrie wie irre immer wieder das Wort »Zombie«, und als Henderson ihn am Weglaufen hindern wollte, schlug er wild um sich. Dann riss er sich los, indem er die schwere Kamera mit aller Wucht Henderson gegen die Schulter warf, woraufhin sich der Reporter vor Schmerzen krümmte. Parker rannte inzwischen in Windeseile quer durch den Kirchhof und verwüstete dabei vielleicht ein Dutzend Gräber. Er stieß ein Holzkreuz um und sprang behände über mehrere niedrige Gedenksteine. In seiner Verwirrung fand er das Eingangstor nicht, schwang sich aber geradezu mühelos über die Friedhofsmauer, so dass er auf der anderen Seite zwar hart, jedoch unversehrt landete.

Henderson kochte indessen vor Wut. Die Schulter tat ihm weh und würde ihn bei einer Flucht ziemlich beeinträchtigen. Gegen diesen Mann, der dort seelenruhig saß und aß, hatte er nun keine Chance mehr. Der Alte strotzte ja nur so vor Kraft!

Tausend Gedanken schwirrten Henderson durch den Kopf. Parker war wirklich ein toller Gefährte! Der könnte was erleben, wenn er ihn noch einmal zu fassen kriegte! Machte der sich einfach so mir nichts, dir nichts aus dem Staube und überließ ihn seinem Schicksal ...

Der Mann am Grab drehte bedächtig den Kopf und fragte: »Hat der Bursche Sie arg erwischt?« Seine Stimme klang dunkel, aber freundlich.

»Das gibt auf jeden Fall ein paar blaue Flecke«, entgegnete Henderson mit einem gequälten Lächeln.

»Sehr stürmisch, die Jugend von heute!«, meinte darauf der andere. Er kaute lustlos. »Mein Name ist Abraham Scott«, stellte er sich vor.

»Matt Henderson«, gab der Reporter knapp seinen Namen preis und strich sich nervös mit den Fingern durchs Haar.

»Nett, Sie kennenzulernen, Mr Henderson. Sie sind wohl nicht von hier?«

»Nein, ich bin bloß zu Besuch.«

»Das ist ungewöhnlich«, befand der Alte. »Nach N. kommt nämlich kaum jemand von auswärts.« Er lächelte verschmitzt und biss wiederum kräftig in dieses Etwas, das seine Hände umfassten und verbargen. »Die Einheimischen denken sich übrigens gern Geschichten von Gespenstern und Werwölfen aus. Auch um mich ranken sich viele Legenden.«

»So?« Henderson tat verwundert. »Was erzählt man denn über Sie?«

»Ich werde es Ihnen sagen«, versprach Scott. »Zuerst müssen Sie mir allerdings einen vernünftigen Grund nennen, weshalb Sie mitten in der Nacht auf dem Friedhof spazieren gehen.«

Henderson lächelte verlegen.

»Sie sind hinter mir her, mein Freund!« Scott hatte es erfasst. »Dem Leichenfresser auf der Spur. Ha! Das haben Sie wohl von Mrs Hall? Oder war es Mrs Dawson? Na, ist ja egal. Die Spukgeschichten, die hier am Ort kursieren, sind wirklich vom Feinsten. Zu dumm, dass mein Magen Leichenfleisch nicht verträgt.« Er öffnete seine Rechte. Die Reste eines Sandwiches lagen darin. »Wissen Sie, Mr Henderson, die Leute in N. sind sehr verschlossen, fragen nie nach und mutmaßen nur. Ich bin bloß ein armer Mann, der froh ist, dass er seit ein paar Wochen endlich wieder einen Job hat. In N. leben nun mal fast ausschließlich alte Leute. Da muss der Totengräber eben ab und zu ein paar Überstunden machen.«

* * *

Am nächsten Morgen schleppte Henderson die Koffer zum Wagen. Seine Miene verriet die Schmerzen, die ihn nach Parkers brutaler Abwehr plagten. Der Praktikant wartete neben dem Auto und entschuldigte sich tausendmal für

sein Verhalten. Henderson sagte kein Wort und stieg ein. Auch Parker nahm Platz. Während der Fahrt hielt Henderson seinem Schützling eine Standpauke, die dieser kommentarlos wegsteckte.

»Den Leuten in N. geht es genauso wie Ihnen, Parker«, meinte er abschließend. »Sie haben einfach zu viele schlechte Filme gesehen und sich nie gefragt, wer ihre Gräber aushebt. Und sie sind feige so wie Sie. Die hätten diesen Scott ja bloß mal zur Rede stellen brauchen!«

Bei einem Zwischenstopp telefonierte Matt Henderson mit seinem Boss. Der gab ihm Anweisungen für den nächsten Fall und machte ihm unmissverständlich klar, dass Parker jetzt sein ständiger Partner war.

»Sie sind nicht sonderlich erfreut, was?« Gallagher ahnte es.

»Na ja, Mr Gallagher! Der Junge entwickelt sich prächtig«, log Henderson. Aus der Telefonzelle heraus sah er Parker im Auto sitzen und unbekümmert Kekse essen.

»Umso besser, Henderson!« Gallaghers Stimme klang erleichtert. »Ich dachte schon, Sie steigen mir seinetwegen aufs Dach.«

»Er hat ein paar dumme Angewohnheiten, doch die treibe ich ihm noch aus. Sie werden sehen, Mr Gallagher«, heuchelte Henderson, »ich mache aus dem Grünschnabel einen echten Profi.«

»Wenn Sie es sagen! Sie hatten ja immer einen guten Blick für Talente. Also bleiben Sie dran!« Gallagher legte auf. Henderson setzte sich in den Wagen. Neben ihm fraß Parker, als sei nichts gewesen. Seine Reue war vollends verflogen und er krümelte ungeniert auf den Beifahrersitz. Die Aussicht, von nun an fortwährend mit diesem grässlichen Kerl zusammenarbeiten zu müssen, hatte Henderson soeben auf eine Idee gebracht ...

Nicht weit von hier befand sich ein sagenumwobener See, in dessen dunklen Fluten angeblich ein Ungeheuer hauste. Dort hatte Henderson bereits vor Jahren recherchiert, weil ein paar unbedarfte Touristen spurlos verschwunden waren. Obwohl Einheimische die Gegend mieden und einige Schauergeschichten auf Lager hatten, mangelte es ihm an schlüssigen Beweisen, weswegen er den Fall öffentlich für ungelöst erklärt und Spekulationen über die vermutlich böartige Kreatur ins Reich der Fabel verwiesen hatte. Das Ufer des Schreckens lag fast auf der Strecke zum nächsten Ziel. Folglich könnte er einen Abstecher machen, mit Parker dahin fahren und ihn dann zu einem Bad überreden, oder wenn dies misslingen sollte, den Dummkopf einfach aus dem Auto werfen und ins Wasser stoßen. Hinterher würde er sagen, er habe ihn bei einem Zwischenstopp verloren. So viele Menschen werden jedes Jahr als vermisst gemeldet und manche bleiben ewig verschollen! Was immer dieser See beherbergte, sorgte garantiert dafür, dass Parker ihm nie wieder über den Weg laufen würde.

In der Ferne blitzt im grellen Sonnenlicht inmitten eines idyllisch gelegenen Wäldchens die glatte Wasseroberfläche des von Geheimnissen umwitterten Sees.

»Heute ist schönes Wetter«, spricht Henderson den Verhassten an. »Haben Sie Lust, schwimmen zu gehen?«

»O ja!«, ruft Parker freudestrahlend.

Mr Howard im Paradies

Zu gerne möchten wir Menschen wissen, was uns nach dem Tod erwartet. Mangels wissenschaftlicher Beweise stützen wir uns auf religiöse Vorstellungen, Legenden und Wunschbilder. So hat ein jeder seinen eigenen Traum: Der eine glaubt an die Wiedergeburt, der andere an eine von Geistern bevölkerte Sphäre, und Mr Howard, den Sie, mein sehr geehrter Leser, gleich kennenlernen, hofft wie die meisten Leute auf ein ewiges Leben im Paradies.

Mr Howard musste das Bett hüten. So harrte er bereits seit einer Woche aus und dachte, nun bald in das Jenseits einzugehen. Der Arzt hatte ihm gesagt, er werde nicht lange leiden und der Tod an sich sei schmerzlos. Der Pfarrer hatte gemeint, er könne frohgemut sein Leben beenden, denn er sei ein guter Christ gewesen und habe am Tag des Jüngsten Gerichts nicht viel zu befürchten. Außerdem sei sein Schicksal besiegelt, und wenn Gott die letzte Stunde eingeläutet habe, sei alles Wehgeschrei ohnehin umsonst.

Die lieben Verwandten, die Mr Howard noch einmal zu sich gerufen hatte, waren stets nett und hilfsbereit gewesen, hatten sich aufopferungsvoll um ihn gekümmert und ihm jeden erdenklichen Wunsch von den Augen abgelesen. Selbst jetzt trösteten sie ihn. Kein Einziger ließ ihn im Stich. Das lag wohl nicht zuletzt daran, dass er eine große Familie hatte und einen schönen Batzen Geld besaß. Wer davon etwas abbekommen wollte, musste schon dafür sorgen, dass er nicht in Vergessenheit geriet. Weil Mr Howard auch längst die neunzig überschritten hatte, warteten seine Angehörigen bereits seit einigen Jahrzehnten sehnsüchtig auf seinen Abgang.

Nun war Mr Howards Uhr abgelaufen, und eigentlich hatte er keinen Grund, unzufrieden zu sein. Trotzdem verließ er das Diesseits nicht gerne. Hier gab es all die Dinge, die ihm lieb waren: den Boden, auf dem er lief, das Haus, in dem er wohnte, die Menschen, die ihm nahestanden, die Bäume, die Sauerstoff und Schatten spendeten, die Luft, die er atmete, die Vögel, die immer dasselbe Lied in den Zweigen pfliffen, die Gestirne, die am Himmel zuverlässig ihre Bahnen beschrieben, den Hund von nebenan, der zu oft lautstark kläffte, das launische Wetter, zwar unberechenbar, doch stets gegenwärtig. Vieles war ihm so ans Herz gewachsen, dass er es sicherlich vermissen würde. Nein, er hatte wahrlich keine Lust zu einer Reise ins Ungewisse! Aber es ist ein Naturgesetz, dass ein altersschwacher Mann irgendwann sterben muss, und niemand kann dieses eherne Gesetz aufheben.

Vor Mr Howards geistigem Auge zog ein ganzes Leben vorüber: die traurige Kindheit in einem tristen Vorort, die Schulzeit, die ihm seine Klassenkameraden verleideten, der erste Erfolg, die große Liebe, die zugleich eine große Enttäuschung war, der Aufstieg zum geachteten und bewunderten Mann, der Reichtümer und Macht hatte, die Frauen, die sich plötzlich um ihn rissen, die alten Bekannten, die sich bei ihm einzuschmeicheln versuchten, die Eheschließung mit der Schönsten aus einer Schar von habsüchtigen Verehrerinnen, die Geburt der drei noch gierigeren, nur auf ihr Erbe erpichten Kinder, das Attentat, bei dem die Frau umkam, die Verleumdungsaffäre und der Bestechungsskandal, der Konkurrent, den er arglistig aus dem Weg räumte, die Verrückte, die ihn mit ihren Liebesschwüren terrorisierte, Familienfeiern und Familienfehden, die Urlaubsreisen und die Bildersammlung, die Villen und die Luxuslimousinen. Jede Einzelheit aus seinem irdischen Dasein - so banal sie auch war - rauschte ein letztes Mal wie im Zeitraffer an ihm vorbei.

Dann sah er sich schließlich selbst im Schlafzimmer in seinem Bett liegen. Seine bereits ergrauten Kinder und deren Kinder und Kindeskindern hatten sich eingefunden und heulten wie die Klageweiber. Auf diesem Bild ruhten seine Blicke. Die Szene der trauernden Verwandtschaft unterschied sich in nichts von den Szenen aus der Vergangenheit. Sie erschien ihm ebenso unwirklich und verklärt. Alle weinten sie um ihn, ergriffen seine schlaffen Hände, klammerten sich aneinander. Sohn Michael holte aus dem Nachtschränkchen die Bibel hervor und fing an zu beten. Erst jetzt verstand Mr Howard, dass er gestorben war.

Sein ätherischer Leib schwebte knapp unter der Decke und spähte von oben auf die leblose Hülle in den weißen Laken und auf die Hinterbliebenen hinab. Es war makaber, jener rührenden, doch übereilten Abschiedszeremonie beizuwohnen. Irgendwie musste er sich zu den anderen gesellen und ihnen schonend beibringen, dass er noch immer unter ihnen weilte. Mr Howard betrachtete seinen Körper. Eigentlich hatte er sich gar nicht verändert. Er war jetzt kräftiger, und als er sich mit der Hand über den Kopf fuhr, spürte er seit über vierzig Jahren erstmals wieder dichtes Haar. Seine Haut war glatter, der Mund voll echter Zähne, und obwohl er keine Brille trug, sah er alles ganz deutlich. Jedes Wort, das seine Angehörigen sprachen, vernahm er nun auch ohne Hörgerät. Das Herz schlug stark wie in der Jugend, er war vital und

atmete mühelos. Sein Gehirn lief auf Hochtouren, und plötzlich erinnerte er sich an tausend Dinge, die er schon vor einer Ewigkeit vergessen hatte. Er fühlte sich gesünder und vollkommener als je zuvor in seinem irdischen Dasein. Er musste unbedingt seiner Familie mitteilen, wie wunderbar es ist, tot zu sein.

Im Zeitlupentempo segelte Mr Howard von der Decke herab. Dann setzte er lautlos auf dem Boden auf. Mit den Lebenden in Kontakt zu treten, gestaltete sich allerdings schwieriger als erwartet. Er klopfte den Anwesenden auf die Schulter, umarmte sie und redete sie an, aber die meisten Leute sind für Geister wenig empfänglich. Daher fand sich keiner, der ihn bemerkte. Alle konzentrierten sich nur auf den Leichnam in den Kissen.

So ging Mr Howard zu seinem toten Körper hin und ließ sich auf der Bettkante nieder. Ungläubig beäugte er die reglose Hülle, strich ihr über die Glatze und musterte den bleichen, zahnlosen Mund, der ziemlich eingefallen und hohl wirkte. Schließlich begann er die Runzeln zu zählen, die das Leben ohne Erbarmen in sein Gesicht gegraben hatte. Da fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf: Vielleicht war er noch gar nicht tot! Vielleicht durchlief er gerade ein Übergangsstadium. Möglicherweise wäre er wieder am Leben, wenn er in jenen Körper zurückkehrte. Bloß wusste er nicht, wie er das bewerkstelligen sollte. So legte er sich einfach mit dem Rücken auf den Leichnam, und tatsächlich verschmolzen die beiden Leiber zu einem einzigen. Aber kaum war diese Reanimierung abgeschlossen, spürte Mr Howard all die bereits vergessenen Schmerzen erneut. Er versuchte zu atmen, doch es fiel ihm so schwer. Er konnte nicht einmal die trüben, leeren Augen öffnen, geschweige denn irgendeine sichtbare Regung zeigen. Nein, mit diesem klapprigen, ausgedienten Körper wollte er sich nicht länger herumplagen. Also erhob er sich von seinem Lager und ließ seine irdische Hülle zurück.

Just als Mr Howard am Fenster vorüberging, traf ihn ein weißer Lichtstrahl. Da ihn hier nichts mehr hielt, wollte er nun gerne erkunden, was es mit dem grellen Schein auf sich hatte. Die Quelle des Leuchtens, so meinte er, befand sich weit entfernt, am Ende eines langen Weges durch eine dunkle Röhre, die direkt hinter dem Fenster begann. Mr Howards ätherischer Leib durchdrang ohne Mühe die Glasscheibe und bewegte sich auf geistigen Befehl durch den schwarzen Tunnel. Dort lauerten einige unliebsame alte Bekannte, die ihn beschimpften und bespuckten und ihm mit kreischenden und jammernden Stimmen seine kleineren und größeren Vergehen vorwarfen. Doch kaltschnäuzig, wie er war, ließ er sich von den düsteren Gestalten nicht beirren. Stur verfolgte er den Weg durch den unheimlichen Verbindungskanal und siehe da! Er war angekommen.

Von Licht durchflutet, lag jetzt eine weite, schier endlose Landschaft vor Mr Howard, die alles in den Schatten stellte, was er je in seinem Leben gesehen hatte. Beinahe ehrfürchtig von der Schönheit und Erhabenheit seiner neuen Heimat berührt, blickte er sich um. Bunte Blumenwiesen und saftig grüne Ziersträucher, glitzernde Flüsse und sanfte Erhebungen erstreckten sich bis zum Horizont. Auf wundersame Weise leuchteten die Blüten, das Grün und alles Wasser aus sich selbst heraus. Es gab keine Sonne und kein Dunkel mehr, keine Dämmerung und keine Nacht.

Mr Howard war außer sich vor Freude. Dieses Meer aus Lichtstrahlen übertraf seine Erwartungen in jeder Hinsicht. Was er auch über Jenseitsvisionen gelesen und wie immer er sich die Gärten der Ewigkeit ausgemalt hatte - das Paradies war ungleich anmutiger, als der genialste Poet der Welt es je hätte beschreiben können. Er riss die Arme hoch und vollführte Luftsprünge, kullerte über die Wiesen und tollte auf dem Blütenteppich herum, ohne müde zu werden. Nach einer Weile hielt er jedoch inne.

Dies war ein heller und überaus entzückender, aber anscheinend sehr einsamer Ort, denn Mr Howard hatte noch keinen anderen Paradiesbewohner gesehen. Inzwischen hatte er jedes Gefühl für Zeit verloren und wusste nicht, wie lange er bereits hier verweilte, doch angesichts der vielen Todesfälle, die sich in der Geschichte der Menschheit ereignet hatten, machte ihn die offenkundige Leere des Jenseits stutzig. Nach kurzer Überlegung kam er zu dem Schluss, dass diese Gefilde wohl recht ausgedehnt sein mussten.

Auf der Suche nach einem Begleiter blieben ihm demnach zwei Möglichkeiten. Entweder zog er einfach los, in der Hoffnung, irgendwann zufällig auf jemanden zu treffen, oder er ging zurück zum Eingang und wartete auf den nächsten Neuankömmling. Letzteres erschien ihm zwar erfolgversprechender, der Weg zum Verbindungstunnel war jedoch unauffindbar, denn Mr Howard hatte in der unwirklichen Umgebung, die in jeder Richtung gleich aussah, völlig die Orientierung verloren.

Ein erstes Unbehagen beschlich ihn. Das Paradies war zweifellos konstruiert worden, denn diese Landschaft wies eine in sich geschlossene Ordnung auf. Daher kam er zu folgender Erkenntnis: *Es gibt einen Gott!* Von Panik erfasst, stieß er einen hilflosen Schrei aus. Er rief nach anderen Wesen, nach jemandem, der ihm erklären konnte, was hier vor sich ging, aber niemand hörte ihn, und schließlich sank er betrübt zu Boden. Ein Gedanke schoss ihm wieder und wieder durch den Kopf - stets stellte er sich die alles entscheidende Frage: Warum ist das Paradies leer?

Mr Howard zermarterte sich das Hirn. Kann sein, dass diese Gärten wirklich zu weitläufig waren, um auf Schritt und

Tritt Menschen zu begegnen. Vielleicht war das Paradies ja auch unendlich groß. Das war überhaupt die Lösung! In einem unendlich großen Gebiet ist es sehr wahrscheinlich, dass sich selbst ein paar Milliarden Leute irgendwo verlaufen und man höchstens durch Zufall auf einen anderen trifft. Doch Mr Howard wollte sich nicht so recht mit der Idee anfreunden. Eine immaterielle Welt überstieg schon sein Vorstellungsvermögen. Er wollte besser gar nicht damit anfangen, über einen Raum nachzudenken, der für Lebende unerreichbar war, außerhalb der Zeit existierte und obendrein keine Grenzen hatte. Nein! Das war wirklich zu abstrakt.

Von solch unsinniger und fruchtloser Grübelelei wurde Mr Howard ganz schwindelig. Er brauchte unbedingt Ablenkung. Am besten, er tat etwas, wobei man nicht viel überlegen muss. Ein Lächeln huschte um seine Lippen, als er sich umblickte. Wie wäre es denn, wenn er ein paar der vielen bunten Blumen pflückte? So machte er sich gleich an die Arbeit und begann, sie einzusammeln. Die Blüten rochen süßlich, fühlten sich kühl an und hatten kein Gewicht. Sein Strauß wurde riesig, aber es wollte ihm nicht gelingen, von jeder Art ein Exemplar zu finden. Die Mannigfaltigkeit in jenem Garten schien unerschöpflich.

Jenseits, Ewigkeit, Unendlichkeit, Raum und Zeit - dies waren Begriffe, die Mr Howard Angst einflößten, weil er ihren tieferen Sinn nicht verstand. Deshalb nahm er sich vor, das Paradies von nun an so zu akzeptieren, wie es war. Er wollte einfach nur weitergehen und abwarten. So wanderte er immerzu; das Laufen wurde zum Inhalt seiner Existenz. Er überquerte Bäche, stieg Hügel hinauf und wieder hinunter und sann nicht länger über die Endlosigkeit des Gartens und seine geheimnisvolle Künstlichkeit nach.

Mr Howard nahm alles als unabänderlich hin: den ewig hellblau leuchtenden Himmel ohne Sonne und ohne Wolken, die bunt schimmernden Blumen und die glitzernden, leise rauschenden Bäche. Er brauchte weder Erholung noch Schlaf, bekam niemals Hunger oder Durst. Sein neuer Körper funktionierte wie ein Uhrwerk. Da Zeit im Paradies nicht messbar war, hatte sie für ihn jegliche Bedeutung verloren. Er schlenderte unablässig allein durch die grüne Flur ohne Ziel, ohne Sinn, aller Aufgaben ledig, aller Sorgen enthoben, bar jeder Mühsal - ein freier Geist.

* * *

Irgendwann erblickte Mr Howard in der Ferne eine flackernde Lichtquelle. Bildeten die Strahlen etwa den Eingang zu einem anderen Garten des Paradieses oder gar den Zugang zur Welt der Lebenden? Mr Howard zögerte nicht lange und schlug schnurstracks den Weg dorthin ein.

Je näher er an das Phänomen herankam, desto unheimlicher wirkte das Leuchten. Es entstand aus Myriaden kleiner, grellweiß funkelnder Kugeln, die sich zu einem größeren Ganzen verdichteten. Ihr durchdringendes Summen bereitete ihm bohrende Kopfschmerzen. Am liebsten wäre er umgekehrt, doch sein Instinkt sagte ihm, dass diese Entdeckung genauestens erforscht werden musste. So ging er schließlich auf die Lichtquelle zu, hielt aber dennoch Abstand. Er umkreiste sie, betrachtete das Flimmern der Bällchen, die wie winzige Feuer aufloderten und wieder erloschen oder sich als Blitze entluden.

Für einen Moment glaubte Mr Howard das Rätsel gelöst zu haben. All diese Flämmchen konnten nur die Seelen der Verstorbenen sein, und weil sie sich hier zusammengefunden hatten, um miteinander zu kommunizieren, waren die Gärten des Paradieses leer. Doch er verwarf die Idee im Handumdrehen. Was war mit den Menschen passiert, die nach ihm aus dem Leben geschieden waren? Er konnte unmöglich der letzte Ankömmling gewesen sein! Seine Überlegungen führten wieder einmal zu nichts. Wollte er das Geheimnis ergründen, dann musste er unbedingt herausfinden, welche Bedeutung jene merkwürdige Lichtquelle hatte.

Vorsichtig berührte er mit den Fingerspitzen eine der kleinen pulsierenden Kugeln. Wie elektrisiert schrak er zurück und ein leichtes Kribbeln zuckte durch seinen ätherischen Leib. Dann fuhr er mit der rechten Hand in den seltsamen Energienebel. Der Kontakt mit dem unbekanntem Etwas fügte ihm offensichtlich keinen Schaden zu; also entschloss er sich, gänzlich in die Wolke einzutauchen.

Im Innern des Gebildes begann er zu schweben und zu schwingen. Eine kaum spürbare, jedoch unnachgiebige Kraft zog ihn immer tiefer und schneller ins Zentrum. Der paradiesische Garten entschwand seinen Blicken. Bald war Mr Howard vollends von dem blendenden Leuchten umgeben und jedes menschlichen Sinnes beraubt. Als die Bewegung zum Stillstand kam, war er am Ziel, aber sein neuer und anscheinend endgültiger Aufenthaltsort missfiel ihm ganz und gar. Die Eintönigkeit des grellweißen Lichts und das ohrenbetäubende Summen behinderten jede Art von Wahrnehmung. Ihm wurde bewusst, dass er mit diesem Meer von Strahlen eins werden musste.

Kaum hatte er den Gedanken gefasst, da war es auch schon geschehen! Mr Howard war nicht länger in dem Phänomen gefangen, sondern er war ein Teil davon. Diese Veränderung beeinflusste sein Denken grundlegend. Alles Komplexe

schien ihm nun simpel zu sein. Selbst die Physik des Universums, die ihn in seiner Schulzeit fast in den Wahnsinn getrieben hatte, war doch so einfach wie ein Kinderspiel.

Begriffe wie »Zeit«, »Raum« und »Dimension« konnte er jetzt klar definieren. Er verstand sie, verinnerlichte sie - tatsächlich hatte er sie erfunden! Warum war das Paradies leer? Es gab nur eine mögliche Antwort: Es hatte außer ihm nie ein Mensch diese Gefilde betreten - nicht vor ihm, nicht nach ihm. Er war der einzige Tote im Jenseits, weil er der einzige Lebende im Diesseits gewesen war. Die *eine* Wahrheit lag in ihm selbst. Es existierten keine Toten und keine Lebenden, es existierten überhaupt keine Menschen! Der Mensch war seine eigene Schöpfung. Materie, Zeit und Raum - alles war sein Werk. Die Gesetze, denen die Natur folgte - er allein hatte sie festgelegt.

Das ganze Universum mit seinen unzähligen Galaxien, die Sonnen, von denen eine seinen Erdenhimmel erhellte, die Felsen und das Wasser, die Pflanzen und die Tiere, die Menschen mit ihrer beschränkten Intelligenz - dies hatte er sich bloß zum Zeitvertreib ausgedacht. Die Entstehungsgeschichte seines Heimatplaneten, historische Ereignisse, Städte und Landschaften, bedeutende Persönlichkeiten aus Wissenschaft, Kunst und Politik - das waren Hirngespinnste. Es hatte nie einen Kaiser Nero oder einen Napoleon gegeben, keinen Michelangelo und keinen Vincent van Gogh, genauso wenig wie Isaac Newton und Albert Einstein. Jene Leute samt ihren Hinterlassenschaften waren schmückendes Beiwerk in seiner Phantasiewelt. Es gab weder Wüsten noch Oasen, weder Gebirge noch Ozeane, kein New York und kein Rom, kein Mexiko und kein China, keine Mammutbäume, keine Palmen, keine Kängurus und keine Pinguine, keinen Eiffelturm und keine Pyramiden. Er hatte sich eine Familie nach Wunsch geschaffen und war zum Spaß in eine dieser von ihm konstruierten Kreaturen geschlüpft, um zu erfahren, wie sie die Welt erlebten und mit ihren unzulänglichen Gehirnen versuchten, die Rätsel der Natur und ihrer eigenen Existenz zu entschlüsseln, um dabei doch allzu schnell an die Grenzen ihrer intellektuellen Fähigkeiten zu stoßen. Er hatte dem Leben eine Dynamik und den Menschen ein Bewusstsein verliehen, um ihr Dasein interessanter zu gestalten, und Religionen in das Weltbild eingefügt sowie einen Gott, den er lächerlicherweise selbst angebetet hatte.

Jetzt endlich verstand er! Es gab nur ein Wesen, nur einen Geist - und zwar ihn selbst. Mr Howard war Gott und noch mehr: Er war die einzige Konstante. Mr Howard verkörperte alles Materielle und Immaterielle, alles Räumliche und Zeitliche, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, ja die Bewegung durch die Zeit an sich, das Leben und das Bewusstsein, die Erinnerung und die Idee, das Wissen und den Glauben, die Realität und die Phantasie. Er war das Maß aller Dinge, der Schöpfer des Diesseits und des Jenseits, er hatte sich sozusagen selbst erfunden. Er war der erste und letzte Besucher des von ihm entworfenen Gartengeländes; deshalb war das Paradies - sein Paradies - leer.

Durch diese Erkenntnis löste sich Mr Howard von den restlichen Bestandteilen seiner menschlichen Persönlichkeit und wurde wieder zu einem allwissenden, allmächtigen und unsterblichen Wesen, dem in keiner Weise Grenzen gesetzt sind.

* * *

Nun werden Sie, mein lieber Leser, sich fragen, wie es denn möglich ist, dass Sie überhaupt meiner Erzählung lauschen. Offenbar existieren Sie genauso wie ich, abgesehen von den sechs Milliarden Menschen, die über den Erdball verstreut sind. Es gibt dieses Universum und uns beide, es gibt die Menschheit mit ihrer Vergangenheit und ihrer Zukunft.

Doch seien Sie ehrlich! Haben Sie nicht dann und wann das Gefühl, dass irgendeine höhere Macht aus reinem Vergnügen und ohne Mitleid ein bizarres Schauspiel aufführt, in dem wir nur Marionetten sind? Glauben Sie mir, Sie und ich und alle anderen - wir sind nicht *wirklich*! Es scheint mir eher, dass Mr Howard sich zu sehr gelangweilt und die Welt aufs Neue erschaffen hat. Vielleicht schaut er sogar von fern zu, vielleicht hat er sich auch unter uns gemischt. Zwei Fragen stehen somit im Raum: Wo ist Mr Howard? Und wann löscht er das Licht?

Die Botschaft

Man kann nicht alles, was in der Presse steht, für bare Münze nehmen. Manche Geschichten sind wahr, andere ziemlich aufgebauscht oder sogar frei erfunden. Die folgende Erzählung beschreibt auf einfache Weise, was passiert, wenn die Leserschaft einem Zeitungsbericht allzu bereitwillig Glauben schenkt. Dazu bedarf es nur eines liederlich geführten Revolverblatts, einer heißen, aber unausgegorenen Story, eines Wissenschaftlers, der sich einer Verschwörung ausgesetzt sieht, und zweier verantwortungsloser, übereifriger Reporter ...

Das auflagenstarke Boulevardmagazin *XYZ News* veröffentlichte windige Neuigkeiten, verbreitete haltlose Gerüchte, machte stets viel Lärm um nichts. Die Leser kümmerte das wenig. Sie liebten diese Zeitung, weil sie jedes Thema aufgriff, außerdem mit Preisausschreiben lockte und obendrein spottbillig war.

Ian Callahan, der Boss, druckte alles unbesehen, denn er war dem Alkohol verfallen und den ganzen Tag betrunken. Bereits frühmorgens zitterten seine Hände; dann zwitscherte er den ersten Schnaps. Dem folgten viele weitere Schnäpse und zwischendurch zündete er sich die eine oder andere Zigarette an. Mal sang er, mal heulte er, mal schrie er. Ab und an ging irgendein Möbelstück zu Bruch. Die ganze Arbeit wälzte er auf seine Angestellten ab, und wenn er seine Vorzimmerdame rief, verlangte er bloß Nachschub an Alkoholika.

Anna Ashby, die besagte Sekretärin, war die Seele des Hauses. Sie lenkte die Geschicke des Presseunternehmens im Verborgenen. Ihr Alter lag wohl um die fünfzig und in den letzten zehn Jahren hatte sie sich kein bisschen verändert. Sie hatte eine sorgfältig gelockte Kaltwelle in Dunkelblond, ihr blasses, spitzes Gesicht wurde durch eine grobe Brille mit braunem Rand verunstaltet und eine große Warze auf der linken Wange zierte ihr sonst eher langweiliges Antlitz. Anna war emsig und stets bemüht, ihren Chef bei Laune zu halten. Sein unzumutbares Verhalten betrachtete sie seit langem nur mehr mit Kopfschütteln. Immerhin war Callahan der Eigentümer dieses Unternehmens – da konnte er sich aufführen, wie es ihm beliebte.

Ian Callahan, Spiritus Rector des Verlages, war einst ein fähiger Kopf gewesen. Er hatte die *XYZ News* aus dem Boden gestampft und somit ein bedeutendes Medienorgan quasi aus dem Nichts erschaffen. Doch der frühe Tod seiner geliebten Frau hatte ihn zermürbt. Seither ertränkte er seinen Kummer in Alkohol und ließ die Zügel schleifen. Seine Wohnung, die zusehends verkam, schottete er ab wie eine Festung. Im Großen und Ganzen machte er einen verlotterten Eindruck und war bloß noch ein Schatten seiner selbst. Er interessierte sich kaum mehr für das, was um ihn herum geschah. Sogar sein Lebenswerk, die *XYZ News*, schien ihm egal zu sein. Wer ihn sprechen wollte, der musste sich schon eine Woche vorher anmelden. Meist hatte er zum Anliegen seines Gegenübers dann aber auch nicht viel zu sagen. Man wunderte sich, dass er überhaupt noch ins Büro ging. Und ob Sie es glauben oder nicht, es gab Mitarbeiter, die ihren Chef niemals sahen.

Ich werde Ihnen, mein lieber Leser, Ian Callahan gar nicht erst beschreiben. Betrachten Sie ihn einfach als eine Art launischen Gott dieser Zeitung, als einen Geist, der in dem alten Gemäuer umging, ein sagenumwobenes Phantom, das über allem herrschte und dennoch unsichtbar blieb.

Peggy Park und Clive Clifford waren die wahren Helden der *XYZ News*. Die beiden umtriebigen Journalisten arbeiteten seit Jahren für diese Zeitung. Sie schrieben lausige Geschichten für ein lumpiges Gehalt, waren adrett und verschuldet, aufstrebend und skrupellos, gut aussehend und geltungssüchtig. Sie befanden sich stets am Puls der Zeit und lebten über ihre Verhältnisse. Peggy wirkte wie eines dieser dünnen blonden Models. Vom Stupsnäschen bis zum operativ vergrößerten Busen war alles mehr oder weniger künstlich. Clives Äußeres ließ zu seinem Glück von Natur aus nichts zu wünschen übrig. Allerdings beschäftigte er für die Auswahl seiner Kleidung einen Modeberater, und böse Zungen behaupteten überdies, er sei Stammkunde in einem Sonnenstudio, einem Fitnesscenter und einer Herren-Beauty-Farm. Stets auf der Jagd nach der Story ihres Lebens, gingen Peggy und Clive auch so manchem Spinner auf den Leim. Wenngleich ihre reißerischen Artikel das Blatt arg in Verruf brachten, machten sie es doch zum führenden Boulevardmagazin. Zudem scheuten die zwei kein Mittel, um Beweise für ihre Berichte zu beschaffen. Hin und wieder begingen sie Hausfriedensbruch, verwanzten Wohnungen und knackten Safes. Leider recherchierten sie nicht immer so gründlich, weshalb etliche vermeintliche Sensationsmeldungen letztendlich einfach verpufften.

Hatte man aber gestern noch über ihre schlampigen Ermittlungen die Nase gerümpft, sie unbegabt und ungeeignet gescholten, hämisch über sie gelästert und sich aus Schadenfreude vor Lachen den Bauch gehalten, so warteten sie schon

heute mit einer weiteren haarsträubenden Geschichte auf, die den letzten Fehlschlag vergessen machte und die Gemüter aufs Neue erhitzte. Demzufolge ging es mit ihrer beider Karriere pausenlos bergauf und bergab. Symptomatisch war dies auch für die ganze Zeitung: einmal hochgelobt, ein andermal verrissen. Kein Abgrund konnte tief genug sein, um die *XYZ News* für immer zu verschlucken. Je bitterer die vorangegangene Schmach, desto süßer das darauf folgende Comeback.

* * *

Heute war wieder ein schwarzer Tag. Ian Callahan hatte Peggy und Clive zu einer Unterredung in sein Büro bestellt – das verhiess nichts Gutes. Das Herz hämmerte ihnen vor Aufregung, als sie das Arbeitszimmer des Alten betraten. Der machte sich dann auch schnell mit einem Rundumschlag Luft. Ohne mit der Wimper zu zucken, warf er ihnen Stumperei und Einfalt sowie Faulheit und Unfähigkeit vor. Er meinte abschließend, durch die letzte Pleite, diesen totalen Reinfall, seien sie nun endgültig auf dem Tiefpunkt angekommen und hätten zweifelsfrei auf der ganzen Linie versagt. Dennoch verlief die Sache eher glimpflich. Der Chef hatte wohl bereits am frühen Morgen einige Schnäpse gekippt; das stimmte ihn etwas versöhnlicher. Deshalb entließ er sie mit barschen Worten, bedeutete ihnen aber zugleich, dass sie einfach weitermachen sollten nach dem ehernen Gesetz der *XYZ News*: neue Story, neues Glück.

Zurück in ihrem Büro, atmeten Peggy und Clive erst einmal auf. Clive kämmte sein welliges braunes Haar, zupfte an seinem dunklen Schnurrbart und rückte die Krawatte zurecht. Peggy frisierte sich, prüfte den korrekten Sitz des Miniröckchens und zog die Lippen nach. Der Tag war gerettet! Die Aussprache mit dem grimmigen Callahan war überstanden, sie hatten noch immer ihren Job und die nächste Story würde ihnen gewiss bald zufliegen.

* * *

Einige Tage später stand Peggy und Clive eine neue Aufgabe ins Haus. Professor Guy Fox, einer der führenden Astrophysiker des Landes, hatte seinen Besuch angekündigt. Am Telefon hatte er sich über den Grund seines Kommens geheimnisvoll ausgeschwiegen. Demzufolge versprach die Angelegenheit wirklich interessant zu werden. Sicher hatte der Wissenschaftler eine brisante Information, und es bedurfte einer wagemutigen Zeitung wie der *XYZ News*, diese Neuigkeit zu verbreiten. Peggy und Clive wurden daher auch von Ian Callahan persönlich beauftragt, sich um den hohen Gast zu kümmern, und die zwei journalistischen Tiefflieger witterten natürlich die Chance ihres Lebens.

Als Professor Guy Fox fest entschlossen das Bürohaus der *XYZ News* betrat, geleiteten ihn die Lakaien des Mr Callahan höflich in die Redaktion.

»Guten Tag, Professor Fox!«, begrüßte Peggy den Besucher, nahm ihm fürsorglich den Mantel ab und bot ihm einen Platz an. Auf dem Tisch dampfte schon eine heiße, duftende Tasse Tee. »Mein Name ist Peggy Park und das ist mein Kollege Clive Clifford«, stellte sie sich vor.

»Nennen Sie mich einfach nur Mr Fox«, bat der Astrophysiker. »Auch mein akademischer Grad hat mich in letzter Zeit nicht vor Anfeindungen geschützt.«

Die beiden Reporter sahen einander verblüfft an. Alle Leute, die sie bisher kennengelernt hatten, waren auf ihre Titel ziemlich stolz gewesen. Guy Fox schien also ein außergewöhnlicher Mann zu sein.

Der Professor wirkte ausgemergelt, gehetzt und völlig übernächtigt. Misstrauisch blickte er sich um, tastete sogleich gekonnt die Unterseite des Schreibpultes ab und sprang dann mit einem Satz auf den Tisch, um die Lampen an der Zimmerdecke zu überprüfen. Danach schraubte er ohne Erlaubnis einfach die Telefone auf und wieder zu, suchte sämtliche Regale nach Wanzen und Minikameras ab und ließ dabei nicht mal die Rücken der Aktenordner aus.

»Mr Fox, hier gibt es keine Abhörgeräte!«, beschwichtigte Clive den unverschämten Wissenschaftler, der sich anscheinend von irgendwem verfolgt fühlte.

Fox glaubte den Reportern aber kein Wort und hielt nicht eher inne, als bis er den ganzen Laden auf den Kopf gestellt hatte.

»Meine Lage ist äußerst schwierig«, entschuldigte er sich für sein dreistes Verhalten. »Wenn gewisse einflussreiche Leute davon erfahren, dass ich die Presse eingeschaltet habe, bin ich geliefert.«

Beruhigt schlürfte Fox erst mal seinen Tee. Auch Peggy und Clive nippten an ihren Tassen. Sie betrachteten den seltsamen Professor eingehend. Seine Statur war groß und mager. Sein aschblondes, meliertes Haar hing schlapp herab, die Mundwinkel zeigten enttäuscht nach unten. Die hellgrauen Augen blickten trübe und mutlos. Fox sah müde aus und wirkte tieftraurig. Irgendetwas quälte ihn. Schließlich fing er an, von seinem Bittgang in die vielen Redaktionen der Stadt

zu berichten.

»Keiner will die Wahrheit hören und niemand ist bereit, sie zu drucken«, klagte er. »Sie sind meine letzte Hoffnung.«

»Uns ist keine Story zu heiß«, munterte Clive den Professor auf. »Die anderen Zeitungen mögen zu feige sein, doch die XYZ News bringt alles, was für die Öffentlichkeit von Belang ist. Dafür sind wir ja bekannt!«

Die Unsicherheit war aus den grauen Augen des Guy Fox gewichen. Er begann zu erzählen.

»Wie Sie wissen, bin ich Astrophysiker. Meine Aufgabe am Observatorium besteht darin, astronomische Messdaten auszuwerten. Wir kartographieren das Weltall, spüren neue Sterne und Galaxien auf, entdecken Pulsare, sind auf der Suche nach Planeten außerhalb unseres Sonnensystems ...«

Fox merkte schnell, dass das Interesse der Sensationsreporter abebbte. Es war nicht zu übersehen, dass er die beiden nicht nur langweilte, sondern auch überforderte, denn als er anhub, von Schwarzen Löchern und fernen Röntgenquellen, Supernovae und planetarischen Nebeln zu berichten, verstanden die zwei gar nichts mehr. Astronomie war für sie schon immer ein Buch mit sieben Siegeln gewesen. Sie kannten nicht den Unterschied zwischen Weißen und Braunen Zwergen, und von einer Hintergrundstrahlung im Weltraum hörten sie das erste Mal.

»Ich möchte nun zum eigentlichen Grund meines Besuches kommen«, versprach der Professor, denn es wurde ihm klar, dass es den Journalisten mehr um die Story selbst als um wissenschaftliche Zusammenhänge ging. »Drei Monate ist es jetzt her, dass ich erstmals jene Signale aus dem All auffing. Ich entdeckte sie eher zufällig und glaube, dass sie unsere Erde noch nicht sehr lange erreichen. Ich machte mich sofort daran, sie zu analysieren und zu decodieren, wobei mir das Letztere leider nicht gelang. Es scheint aber, als würde von einer Radioquelle im Sternbild Schwan ein periodisch wiederkehrendes Radiowellensignal ausgesendet. Ich bin mir sicher, man übermittelt uns eine Botschaft.«

»Man? Wer ist das? Wen meinen Sie?«, stieß Clive aufgeschreckt hervor.

»Ich möchte auch gern wissen, wer sie sind, Mr Clifford«, entgegnete Fox, »und vor allen Dingen, welche Absichten sie hegen.«

Peggy und Clive waren unangenehm überrascht. Hatten sie das richtig verstanden? Redete der Professor etwa vom ersten handfesten Beweis für die Existenz einer außerirdischen Zivilisation?

»Seit dieser Zeit beschäftige ich mich mit nichts anderem mehr«, fuhr der Wissenschaftler fort. »Tag und Nacht versuche ich, die Botschaft zu entschlüsseln, doch es will mir nicht gelingen. Ich kann das Signal nicht decodieren. Trotzdem mache ich jede Wette, dass es von intelligenten Wesen gesendet wird und unmöglich natürlichen Ursprungs sein kann.« Verzweifelt verbarg Professor Guy Fox sein Gesicht in den Händen.

»Warum kommen Sie nun mit diesem Problem ausgerechnet zu uns?« Peggy flüsterte fast, aus Angst, belauscht zu werden. Diese Nachricht war unglaublich und von so großer Tragweite, dass ihr schier die Luft wegblieb.

»Wir haben alles ordnungsgemäß weitergeleitet, Ms Park«, erläuterte Fox verbittert. »Mein Chef, Direktor Peterson, setzte sich mit der Regierung in Verbindung, um Forschungsgelder für die Decodierung dieser Signale zu beantragen. Doch statt Hilfe bekamen wir Redeverbot. Sie machten uns mundtot, forderten uns auf, die Arbeit an der Sache einzustellen, gaben uns zeitraubende Aufträge mit oberster Priorität. Ich glaube, sie wollten nur unsere eigentliche Forschung zum Erliegen bringen und die Sache selbst in die Hand nehmen, um Vorkehrungen zu treffen, von denen wir nichts wissen durften. Ich als Entdecker dieser Signale war jedoch außerstande, das alles einfach so auf sich beruhen zu lassen. Fortan verbrachte ich sogar meine Freizeit im Observatorium und gönnte mir keine Pause. Zu guter Letzt kontaktierte ich Freunde, denen man vertrauen kann, und bat sie, mir bei der Entschlüsselung der Botschaft zu helfen. Es stellte sich aber heraus, dass auch die leistungsfähigsten Computer und die genialsten Köpfe dieser Welt nicht in der Lage sind, den komplexen Code zu knacken. Als Peterson unglücklicherweise von meinen eigenmächtigen Bemühungen erfuhr, entließ er mich fristlos. Seither folgen mir Geheimagenten rund um die Uhr und beobachten mich auf Schritt und Tritt. - Zwanzig Jahre lang bin ich am Observatorium tätig gewesen, habe mein ganzes Leben der Wissenschaft gewidmet, und jetzt?«

»Wollen Sie damit sagen, dass etwas vertuscht wird?« Clive mochte es kaum glauben.

»Zumindest hat unsere Regierung kein Interesse daran, dass die Öffentlichkeit von jenen Signalen erfährt.« Fox war aufgewühlt, doch erleichtert. Endlich hatte er zwei Menschen gefunden, die ihn ernst nahmen.

Peggy und Clive zündeten sich beide eine Zigarette an. Fox lehnte dankend ab.

»Egal, ob es sich hier um eine Bedrohung durch Außerirdische oder um einen Sturm im Wasserglas handelt - wir bringen die Story«, entschied Clive kurzerhand.

»Schließlich haben die Leute ein Recht auf Information«, fügte Peggy hinzu.

Für die XYZ News war die Geschichte ein gefundenes Fressen. Die Leser würden sich die Exemplare der morgigen Ausgabe mit Sicherheit gegenseitig aus den Händen reißen. Ein Hauch von Weltuntergang mit etwas Science-Fiction,

eine Prise Regierungsverschwörung und die geheimdienstliche Überwachung eines unbescholtenen Bürgers, der ohnehin bloß noch ein Wrack war – das würde bestimmt wieder einen riesigen Wirbel verursachen.

In der Tat war die *XYZ News* am nächsten Tag bereits nach wenigen Stunden ausverkauft. Die Kunde von der extraterrestrischen Botschaft verbreitete sich deshalb wie ein Lauffeuer. Der größte Teil der Bevölkerung wusste von dem mysteriösen Geschehen im Weltall jedoch allein vom Hörensagen. So wurde aus dem codierten Signal schnell eine längst entschlüsselte, aber ausschließlich der Regierung bekannte Nachricht. Die unerforschte Radioquelle entlarvte der verängstigte Bürger als ein unentdecktes, im Orbit kreisendes Raumschiff. Und noch am selben Abend befürchtete ein jeder im ganzen Land, dass die Außerirdischen - wer sie auch waren und wo immer sie herkommen mochten - eine Invasion planten, irgendwo da draußen in den Startlöchern saßen und nur auf den günstigsten Zeitpunkt für einen Angriff warteten.

* * *

Als Peggy am gleichen Nachmittag ihre Putzfrau einließ, betrat diese völlig verstört die herrschaftliche Wohnung der Journalistin.

»Was ist mit Ihnen los?«, erkundigte sich Peggy besorgt, denn Mrs Hill war normalerweise eine lebensfrohe, stets gut gelaunte Person. »Ist irgendetwas Schlimmes passiert?«

Mrs Hill brachte vor Aufregung kein Wort hervor. Peggy platzierte sie daher erst mal in einen großen Sessel.

»Ist Ihnen etwas zugestoßen? Hat man Sie beraubt? Ist jemand in Ihrer Familie erkrankt?«, bohrte sie weiter. »So reden Sie endlich, Mrs Hill!«, forderte sie nun energisch.

»Bald ist alles vorbei. Da fragen Sie noch, was mit mir los ist!«, antwortete die Putzfrau verzweifelt.

Peggy verstand aber nicht, was sie dermaßen beschäftigte und betrübte.

»Sie sind doch Reporterin, Ms Park! Sie müssen schließlich von der bevorstehenden Invasion wissen.«

»Invasion? Was für eine Invasion?« Während Peggy diese Worte über die Lippen kamen, stieg ein dunkler Verdacht in ihr auf.

»Die Invasion der Außerirdischen natürlich!«, rief Mrs Hill verärgert. »Meine Nachbarin hat es heute in Ihrer Zeitung gelesen.«

»Erstens ist es nicht meine Zeitung und zweitens steht nichts Derartiges in unserem Blatt«, stellte Peggy richtig. »Es handelt sich hier offenbar um ein Missverständnis. Es gibt nur wiederkehrende Radiowellensignale. Professor Guy Fox glaubt, es sei eine Botschaft, hat aber keinerlei Beweise dafür. Nirgends ist ein Raumschiff gesichtet worden. Und selbst wenn eine intelligente Spezies mit uns Kontakt aufnehmen will! Warum sollten sie feindliche Absichten haben? Warum sollten sie angreifen oder unseren Planeten gar besetzen? Vielleicht brauchen sie ja einen ganz anderen Lebensraum, als die Erde ihn bieten kann. Vielleicht reisen sie auch nicht gerne und haben gar nicht vor, uns zu besuchen. Es gibt so viele Möglichkeiten, dass es mir wenig sinnvoll erscheint, über eine Invasion nachzudenken.«

Peggy tat wirklich alles, um Mrs Hill zu besänftigen. Doch die mollige ältere Frau, die sonst durch nichts aus der Ruhe zu bringen war, ließ sich nicht überzeugen. Sie verrichtete die Hausarbeit mit einer Sorgfalt, als sei es das letzte Mal, und tatsächlich kündigte sie umgehend mit der einleuchtenden Begründung, die verbleibenden Tage ihres Lebens wolle sie genießen, Geld dafür habe sie genug und die Außerirdischen hätten wahrscheinlich sowieso keinen Ordnungssinn.

* * *

Clive erlebte unterdessen eine ähnliche Szene mit seiner Haushälterin.

»Aber Mrs Cox!«, redete er auf sie ein. »Was man Ihnen da erzählt hat, ist reine Spekulation. Es ist noch nicht einmal sicher, ob es sich überhaupt um eine Botschaft oder bloß um ein Phänomen natürlichen Ursprungs handelt. Mit einer Invasion oder einem Weltraumkrieg ist gar nicht zu rechnen.«

Doch Clive predigte ebenfalls tauben Ohren. Mrs Cox quittierte unverzüglich den Dienst und lief in Panik hinaus.

* * *

Am darauffolgenden Tag war das halbe Land in Aufruhr. Peggy und Clive begannen zu bereuen, dass sie die Story publiziert hatten, ohne zu bedenken, welchen Einfluss eine solche Geschichte auf die Massen ausübt. Selbst den nur selten in Erscheinung tretenden Chef der *XYZ News*, Ian Callahan, hatte das verrückte Treiben auf den Plan gerufen.

Lauernd wie ein Raubtier saß er hinter seinem Schreibtisch, als er Peggy und Clive empfing, und zu ihrer Überraschung war er völlig nüchtern. Das bedeutete nichts Gutes.

Callahan griff zu einem Glas Mineralwasser und leerte es gierig in einem Zug. »Von jetzt an habe ich das Steuer wieder fest in der Hand«, erklärte er den verwunderten Reportern. »Es ist schon traurig, wie tief diese Zeitung gesunken ist und dass es erst so weit kommen musste, bis ich aus meiner Lethargie erwacht bin!«

Callahan genehmigte sich ein zweites Glas Wasser. Er wirkte besonnen und zu allem entschlossen. Das war furchteinflößend.

»Leute wie Sie stürzen unser Land, wenn nicht die ganze Welt ins Chaos allein durch ihre Naivität, Sensationsgier und Unüberlegtheit. Haben Sie überhaupt eine Vorstellung davon, was Sie mit diesem Artikel angerichtet haben?« fragte Callahan fassungslos.

»Wir haben die Wahrheit ans Licht gebracht - nicht mehr und nicht weniger.« Clive verteidigte ihr Vorgehen recht gut. »Niemand hat Guy Fox eine Möglichkeit gegeben, an die Öffentlichkeit zu treten. Doch da sind diese Signale! Unsere Regierung behandelt jene wissenschaftliche Entdeckung als Verschlussache, behindert die Forschung und täuscht so das ganze Volk. Wir finden aber, die Menschheit hat ein Recht auf Information.«

Callahan beeindruckte Cliffords Rede nicht im Mindesten. Er warf sie beide auf der Stelle hinaus.

* * *

Peggy und Clive räumten ihren Schreibtisch und verabschiedeten sich von ihren Kollegen. Anna Ashby, die Seele des Unternehmens, weinte unaufhörlich wegen der ungerechten Reaktion des launischen Chefs und gab ihnen die besten Wünsche mit auf den Weg.

Nun waren Peggy und Clive arbeitslos. Ihr Ruf war ohnehin im Eimer; dies schien das Ende ihrer Karriere zu sein. Sie konnten bloß hoffen, dass an der Story etwas Wahres dran war. So wären sie eines Tages wenigstens rehabilitiert.

»Ich schätze, das war's«, meinte Peggy, als sie das Pressegebäude verlassen hatten.

»Ja, das denke ich auch«, pflichtete Clive ihr bei. »Pass auf dich auf, Peggy! Es kommen sicher wieder bessere Zeiten für uns.«

»Vielleicht hast du ja recht«, warf sie zweifelnd ein. »Nun, Clive, wir sehen uns – irgendwann.«
Zum ersten Mal nach all den Jahren umarmten sie sich freundschaftlich. Dann trennten sich ihre Wege.

* * *

In den folgenden Tagen schwang König Chaos das Zepter und herrschte allenthalben. Verzweiflung, Angst und Hilflosigkeit legten sich über das Land.

Miles Wallace, ein in den Ruhestand getretener Ex-Major, gründete beispielsweise voller Enthusiasmus eine Bürgerwehr. Seit seiner Pensionierung hatte er sich nutzlos gefühlt und Speck angesetzt. Auch jetzt wirkte er nicht gerade wie ein Held, doch durch Überzeugungskraft machte er das wieder wett. Die Leute liefen ihm in Scharen hinterher und rüsteten sich, so gut es ging, zu der entscheidenden Schlacht, von der sie glaubten, sie müsse unbedingt vor ihrer eigenen Haustür stattfinden.

»Wir werden unsere Heimat nicht kampflös hergeben«, lautete Wallace' simple Botschaft, »und wenn wir mit Äxten und Heugabeln gegen die Eindringlinge antreten müssen!«

Die Armee des Landes bereitete sich indessen ebenfalls auf den großen Angriff vor. Soldaten hetzten von einem Manöver zum anderen und wurden ganz auf Krieg gedrillt.

Ken Foster, der Oberbefehlshaber der Streitkräfte, meldete sich fortan mehrmals täglich im Fernsehen zu Wort. Beispielsweise verkündete er: »Die Situation ist ernst, doch nicht aussichtslos. Wenn wir gegen die Fremden vorgehen müssen, haben wir zwar schlechte Karten, aber wir sind hoch motiviert. Wir werden unseren Planeten verteidigen und kämpfen bis zum letzten Mann.«

»Die Armee ist nicht mehr Herr der Lage«, hielt Bürgerwehr-Chef Wallace dagegen. »Auf die Truppe ist heutzutage kein Verlass«, zog er weiter vom Leder. »Wir ergreifen lieber selbst die Initiative.«

»Wir sind dazu ausgebildet, das Volk vor Gefahren zu schützen«, bestritt Foster die Behauptungen seines Erzrivalen. »Leute wie Wallace machen uns nur das Leben schwer. Sie bringen Anarchie über unser Land«, beschuldigte er den Ex-Major. »Wir müssen den Invasoren jedoch geschlossen gegenüberreten, um Einigkeit zu demonstrieren«, appellierte er an das Volk. »Wir werden Sie nicht enttäuschen. Die Menschheit wird alles unbeschadet überstehen.«

Wie man sich aber denken kann, reagiert die Bevölkerung in Zeiten der Verwirrung und Bedrohung oftmals unlogisch – so auch hier. Sie vertraute dem besserwisserischen Bürgerwehr-Boss Miles Wallace wesentlich mehr als Ken Foster, und Wallace war darüber froh, denn nach jahrelangem Nichtstun hatte er jetzt endlich wieder eine wichtige Aufgabe.

* * *

Während Truppen der Bürgerwehr sich in verschiedenen Teilen des Landes heftig mit der Armee anlegten, hatten örtliche Polizeieinheiten alle Hände voll zu tun. Gewalt und Zerstörungswut hielten die Ordnungshüter gehörig auf Trab. Diebe raubten, was nicht niet- und nagelfest war. Hier und da lieferten sich rivalisierende Banden in den Straßen Scharmützel. Und so mancher gewiefte Verbrecher landete in diesem Wirrwarr einen Coup.

Mittlerweile hatte sich das Gerücht von der nahenden Katastrophe in der ganzen Welt verbreitet. Viele, die ihr Leben lang gespart hatten, verpulverten nun ihr gesamtes Vermögen an einem einzigen Tag. Arbeiten zu gehen kam hingegen keinem mehr in den Sinn. So war bereits nach kurzer Zeit das meiste ausverkauft und der Rest geplündert, ohne dass jemand neue Waren heranschaffte. Firmen und Handel, Börse und Banken: alles brach zusammen.

* * *

Die Furcht vor einer Invasion erfasste schließlich einen jeden, und religiöse Eiferer schürten diese Angst. Stellvertretend für die Vielzahl von selbst ernannten Propheten seien hier zwei ältere Damen namens Lindsay Atkins und Kimberly Watson erwähnt, die sich seit über dreißig Jahren abmühten, den Nichtchristen klarzumachen, dass der Weltuntergang nicht mehr fern sei. Jetzt hatten sie endlich den Beweis für ihre These.

»Gott schickt die himmlischen Krieger, um Gericht zu halten über uns sündhafte Menschen«, glaubte Lindsay Atkins.

»Geht hin und tut Buße!«, forderte ihre Mitstreiterin Kimberly Watson die Menge auf. »Bekennet eure Verfehlungen vor dem Herrn!«

Ufo-Kenner setzten der allseits verbreiteten Schwarzmalerei die Hoffnung auf die Lösung aller Probleme entgegen.

»Die Außerirdischen sind gekommen, um uns zu helfen«, ermutigte Clark Fuller die vollends orientierungslosen Bürger. »Sie haben keine Eroberung unserer Welt im Sinn. Wahrscheinlich beobachten sie uns bloß und treten möglicherweise in Kontakt mit uns. Vielleicht werden sie uns nützliche Dinge lehren«, sprühte der junge, aufgeschlossene Visionär vor Ideen.

* * *

Vier Wochen nach Erscheinen des Artikels hatte sich die große Aufregung gelegt und war banger Erwartung gewichen. Die politische Ordnung war in nahezu allen Staaten außer Kontrolle geraten, die Menschheit war kirre vor Furcht und Hoffnungslosigkeit und den Angreifern somit hilflos ausgeliefert. Eine Invasion der Außerirdischen blieb jedoch aus. Nach und nach kam die wahre Geschichte ans Licht. Man munkelte, es sei wohl alles nur ein Missverständnis und von einer ernststen Bedrohung sei nie die Rede gewesen. Darauf reagierten die Leute schlichtweg entgeistert, denn viele hatten ihre ganzen Ersparnisse verprasst und mussten jetzt wieder bei null anfangen.

Bald aber kehrte die Welt in ihre gewohnte Ordnung zurück. Auch die Wirtschaft erholte sich recht schnell. Letzten Endes meinte der Präsident in Interviews, er habe die Lage ja nie als gefährlich eingestuft und das komme davon, dass man jedem dahergelaufenen Schwätzer mehr Glauben schenke als ihm.

* * *

Clive Clifford hatte die Ereignisse sowohl staunend als auch schuldbewusst verfolgt. Seit seinem Rauschmiss bei der *XYZ News* fühlte er sich ausgebrannt und leer. Oft fragte er sich, was inzwischen aus der Zeitung geworden war - bis eines Tages das Telefon klingelte.

»Clifford«, meldete sich der Ex-Reporter.

»Hier ist Anna Ashby«, grüßte ihn die Seele des Verlages.

»Wie geht es Ihnen, Mrs Ashby?«, erkundigte sich Clive. »Was macht die XYZ?«

»Mir geht es ganz gut, Mr Clifford, aber der XYZ geht es schlecht. Callahan ist ständig betrunken, seit die Sache mit

Fox und den Signalen ausgestanden ist. Hier wird nichts mehr fertig und keiner schreibt eine tolle Story. Der Absatz ist schleppend. Ach, es ist schlimm!«

»Soll ich mal vorbeischaun und nach dem Rechten sehen?«, bot Clive an.

»Das wäre nett!«, freute sich Anna Ashby.

Clive betrachtete dies als Einladung und machte sich flugs auf den Weg in die Redaktion. Dort angekommen, hörte er schon von weitem Ian Callahan volltrunken auf dem Korridor wüten.

»Unfähiges Gesindel!«, wettete der Chef, mit einem Schluckauf kämpfend. »Hier kann keiner eine - hick! - eine gute Story - hick! - Story schreiben.«

Als Callahan Clive sah, klopfte er ihm auf die Schulter, als sei nie etwas gewesen, und lallte: »Waren das - hick! - waren das noch Zeiten, Clifford! Sie sind - hick! - wirklich klasse.« Dann schob er ihn in sein früheres Büro.

Da saß zu Cliffords Überraschung bereits Peggy an ihrem Schreibtisch.

»Hallo, Clive!«, rief sie fröhlich. »Schön, dass du zurück bist.«

»Hallo!«, erwiderte er verblüfft. »Zurück? Was meinst du damit?«

»Nun, mein Freund, wir haben neue Arbeitsverträge. Mrs Ashby hat sie Callahan untergeschoben und er hat sie im Suff unterzeichnet.«

»Aber das ist doch unlauter!«, staunte Clive.

»Ging bei der XYZ schon mal was einen ordnungsgemäßen Gang?«, entgegnete Peggy fragend.

»Nicht, dass ich wüsste«, meinte Clive stirnrunzelnd und nahm auf seinem alten Stuhl Platz.

»Callahan schien jedenfalls froh darüber zu sein, dass wir wieder hier sind«, stellte Peggy sachlich fest. »Keine Ahnung, ob er sich überhaupt daran erinnert, uns je entlassen zu haben.«

Und Clifford machte sogleich einen Plan: »Wichtig ist nur, dass wir möglichst bald eine heiße Story bringen, um unsere Leser zurückzugewinnen.«

* * *

Der Schluss ist schnell erzählt. Im Leben der meisten Bürger kehrte nach und nach wieder Normalität ein. Auch bei der *XYZ News* lief alles wie gewohnt. Der Präsident trat zurück wegen des Verlusts seiner Glaubwürdigkeit und mangels Vertrauen in der Wählerschaft. Armeechef Foster erhielt für seine Kriegsvorbereitungen einen Orden, während gegen den Bürgerwehr-Gründer Wallace ein Verfahren wegen Anstiftung zum Putsch eingeleitet wurde. Die religiösen Eiferer Watson und Atkins sind mehr denn je vom Weltuntergang überzeugt und missionieren nach wie vor. Ufo-Forscher Fuller dagegen wartet weiter auf die Ankunft der Außerirdischen und deren Unterstützung bei der Neugestaltung der Welt. Die Wissenschaftler am Observatorium beschäftigen sich wie früher mit der Kartographie des Universums. Und Professor Guy Fox, der geschasste Astrophysiker, schreibt zurzeit ein Buch, um sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Währenddessen pulsieren unentwegt die noch immer unerforschten Signale durch den Kosmos ...

Der geometrische Hund

Kein zweites Haustier erfreut sich solch großer Beliebtheit wie der Hund. Er ist gelehrig, folgsam und seinem Herrn treu ergeben. Deshalb macht wohl so ein kleiner Kläffer auch das Leben erst perfekt. Er winselt, wenn du fortgehst, vollführt Luftsprünge, wenn du zurück bist, rennt dir hinterher und blickt dich bettelnd an, leckt dir die Hand, beglückt dich mit lautstarkem Gebell und schnappt eifersüchtig nach jedem, der ihm in die Quere kommt. Du umsorgst ihn wie ein Kind, fütterst ihn und spielst mit ihm, kämmst sein zottiges Fell, begleitest ihn, wenn er sein Geschäft verrichtet, streichelst und verwöhnst ihn, streifst mit ihm durch Wald und Flur, und ist er krank, läufst du sofort mit ihm zum Arzt. Kurz gesagt, er gibt dir wie kein anderes Wesen das Gefühl, dass er dich braucht.

In einer Zeit, wo der Kommerz das Zepter schwingt, verkommt der Hund jedoch zur Modeware. Deswegen hat sich in Dog Town, einer gemütlichen Stadt mit vielen Freunden jener bellenden Untermieter, ein regelrechter Wettstreit zwischen den Hundezüchtern entsponnen. Die Damen der feinen Gesellschaft zahlen für ein herausragendes, seltenes Exemplar fast alles, denn ein auffallend schönes Tier lenkt geschickt von den eigenen Unzulänglichkeiten ab und gilt obendrein als ein Statussymbol der besonderen Art.

Mrs Paula Carter war die Gattin eines ständig mit Finanzen und jungen Sekretärinnen beschäftigten Firmenchefs. Sie wohnte in einem piekfeinen Anwesen mit kühler Atmosphäre, argwöhnischem Personal und missgünstigen Nachbarn. Ihr Ehemann schien wesentlich mehr an seinen Profiten als an ihr interessiert zu sein, die Kinder waren längst ausgezogen und gute Freunde hatte sie nur wenige. Diese lebten alle irgendwo in der großen, weiten Welt und meldeten sich daher bloß ab und an per Telefon.

Früher hatte Paula täglich ein paar Stunden mit Schönheitspflege verbracht, doch seit geraumer Zeit ließ ihr Ehrgeiz etwas nach. Das Alter schritt unbarmherzig fort, und ihrem Mann war es ohnehin egal, wie sie aussah. Jetzt, da sie anzog, was ihr gerade in die Hände kam, und an Spiegeln stolz vorbeilief, ohne einen Blick hineinzuworfen, hatte ihr Tag aber merkliche Längen. Zwischen den Mahlzeiten, die man eigens für sie zubereitete und servierte, passierte so gut wie gar nichts. Sie benötigte unbedingt einen Zeitvertreib, sie brauchte eine Aufgabe.

Als sie schließlich wieder einmal durch die städtische Parkanlage spazierte, begegnete sie der ältlichen Mrs Field, die mit ihren zwei weißen Pudeln unterwegs war. Die flinken Tiere zertrten ihre mollige Besitzerin gehörig durch die Gegend und zwangen ihr unverkennbar den eigenen Willen auf. Ein solch störrisches Tier zu bändigen schien Paula schwierig genug für den Anfang. So entschied sie sich kurzerhand noch am selben Abend dafür, einen Hund anzuschaffen.

* * *

Bereits am nächsten Tag setzte Paula ihren Plan in die Tat um und suchte den stadtbekanntem Züchter Harold Harris auf. Dieser war ein besonderer Vertreter seiner Zunft. Seit Jahren schon sprach man in Dog Town über ihn, denn er war berühmt für die Kreativität, die er beim Züchten neuer Hunderassen walten ließ. In letzter Zeit jedoch war es still um ihn geworden und man sah ihn nirgends mehr. Deshalb wurde gemunkelt, dass er an etwas unsagbar Wichtigem arbeite, denn dies konnte der einzige vernünftige Grund sein, das gesellschaftliche Leben derart zu vernachlässigen.

Harold Harris begrüßte seine Kundin höflich und kam gleich zielstrebig zur Sache.

»Nun, Madam, ich wette, Sie wollen ein Haustier erwerben!«, scherzte er leutselig, während er sein Jackett mit den Händen glättete und die Krawatte zurechtrückte.

»Da haben Sie richtig geraten, Mr Harris«, entgegnete Paula und setzte dabei ein süßsaureres Lächeln auf. Er war ihr vom ersten Moment an unsympathisch.

Harold Harris wirkte mehr wie ein Geck denn wie ein Tierfreund. Er trug einen feinen Anzug, roch nach teurem Rasierwasser und sein schwarzes Haar glänzte von Pomade. Paula fühlte sich unwohl in seiner Nähe. Sie war kaum geschminkt und nur einfach gekleidet - da kam sie sich ja fast nackt vor! Woher sollte sie aber auch wissen, dass Harris solch ein Stutzer war!

»An was für ein Tier hatten Sie denn gedacht?«, fragte der Züchter.

»An einen Hund«, antwortete Paula knapp.

»An einen Hund!«, wiederholte er selbstgefällig. »Aha! Bevorzugen Sie eine bestimmte Rasse?«

»Nein, eigentlich nicht. Ich kenne mich mit Hunden gar nicht aus«, gab Paula unumwunden zu.

»Und welche Funktion soll das Tier in Ihrem Haushalt übernehmen?«, erkundigte sich der Fachmann. »Brauchen Sie vielleicht einen Wachhund, einen Jagdhund, einen Schoßhund oder gar einen Blindenhund?«

Anscheinend nahm Harris sie auf den Arm. Paula meinte daraufhin verärgert, jedoch bestimmt: »Ich möchte einen niedlichen Hund mit sanftem Charakter. Er sollte ausdauernd laufen können, belastbar und pflegeleicht sein. Außerdem wäre es schön, wenn er nicht zu viel bellt.«

Der Experte zuckte verwundert zusammen. Detaillierter und eigenwilliger hätte ein Kunde seine Vorstellungen kaum beschreiben können. Paula sah Harris herausfordernd an.

»Nun, ich bin sicher, wir werden etwas Passendes für Sie finden«, erwiderte er zögernd und bat sie, ihm zu folgen. Sie liefen einen düsteren, unterirdischen Korridor entlang, der an der linken Seite von einem riesigen Vogelkäfig begrenzt wurde. Bunte Papageien krallten sich an die Gitterstäbe ihres Gefängnisses und quittierten Paulas Besuch mit lautem Kreischen. Hinter der rechten, gläsernen Wand befand sich ein unheimliches, bis an die Decke reichendes Aquarium, in dem große Raubfische unbeeindruckt ihre Bahnen zogen. Irgendwann bog Harris ab, öffnete eine Tür und eine Welt voller Hunde tat sich vor Paula auf. Die kleinen Kläffer begrüßten sie schwanzwedelnd. Sie trat ein und betrachtete die Tiere. Jedes war ein Prachtexemplar für sich, soweit sie das beurteilen konnte.

Nachdem sie ihre potentiellen neuen Spielgefährten kritisch beäugt hatte, meinte sie wohlwollend: »Die sind ja alle sehr nett, aber eigentlich dachte ich eher an etwas Originelles.«

»Ach so!«, rief Harris freudig. »Ich wusste doch, dass ich Sie kenne! Sie sind Mrs Carter, nicht wahr?« Paula nickte.

»Ich bitte Sie vielmals, mein Benehmen zu entschuldigen! In Ihrer bescheidenen Aufmachung habe ich Sie gar nicht erkannt. Schließlich sind Sie berühmt für Ihre Extravaganz. Ich habe immer Ihren hervorragenden Geschmack bewundert.« Hinter Harris' Lob verbarg sich anscheinend die Frage nach dem Grund, weshalb sie sich so gehen ließ.

»Ich dachte, es sei an der Zeit, einiges zu verändern«, erklärte sie ihm. »Ich mochte meinen Stil nicht mehr. Die aufwendigen Kleider, die Perücken, die unbequemen Schuhe und diese Hüte! Eleganz bedeutet für mich bloß noch, gehandicapt zu sein.«

Harris schaute verdutzt drein, aber er akzeptierte Paulas plötzlichen Sinneswandel als eine Art Schrulle. Was die Tiere anbetraf, hatte sie ihr Hang zum Außergewöhnlichen glücklicherweise nicht verlassen.

»Ich glaube, es gibt tatsächlich einen Hund, der all Ihren Ansprüchen genügt. Er ist das Produkt meiner jüngsten Schaffensperiode, und ich garantiere Ihnen, dass Sie der erste Mensch auf der Welt sind, der einen Vertreter dieser Rasse besitzt.«

Harris pries seine Züchtung überschwänglich und hatte damit die alte Gier nach dem Besonderen in Paula wieder neu entfacht. Die ließ Pudel und Mops, Dackel und Spitz gleichgültig hinter sich und folgte ihm in die Höhle des Wundertieres. Diese entpuppte sich als großer Käfig in einem noch größeren Raum, der die eisige Atmosphäre eines Laboratoriums verbreitete. Hinter dicken Gitterstäben kauerte dort einsam eine eigenartige Kreatur.

Als Paula eintrat, richtete sich das Wesen auf und hob an, leise zu bellen. Kaum vernehmbar und abgehackt waren die Töne, die das kuriose Vieh ausstieß. Paula kniete nieder, um es besser betrachten zu können.

Das seltsame Tier erinnerte äußerlich wenig an einen Hund. Es hatte überhaupt mit keinem natürlichen Geschöpf auch nur die geringste Ähnlichkeit. Sein kurzes, schwarz-graues Fell hatte ein Schachbrettmuster. Der Kopf, der wie eine dreiseitige Pyramide gewachsen war, wurde gekrönt von zwei spitzen Ohren. An dem prismatisch geformten Rumpf saß ein langer, dürrer Schwanz, der wie eine Sinuskurve gebogen war. Die Beine der Kreatur wirkten zylindrisch und ihre Pfoten wie fünfzackige Sterne.

Paula klatschte begeistert in die Hände. »Welch eigentümlicher Hund!«, rief sie entzückt.

»Wusste ich doch, dass er Ihnen gefällt!«, sah Harris seine Vermutung bestätigt. »Er bellt nicht laut, ist selbst ausgewachsen recht klein und schon jetzt wohlerzogen. Sie werden viel Freude an ihm haben.«

»Da bin ich mir sicher!«, beteuerte Paula.

»Er ist wie ein Kind für mich«, schwärmte Harris weiter. »Er ist mein Produkt, meine eigene Kreation, mein ganz persönlicher Beitrag zur Schöpfung Gottes. Bitte behandeln Sie ihn pfleglich, denn er ist der Erste seiner Art. Er ist der einzige geometrische Hund auf dieser Welt.« Der Züchter blickte mild auf das Wesen, das ihm offenbar sehr am Herzen lag.

»Ich werde ihn lieben!«, versprach Paula, während sie den merkwürdigen Vierbeiner bestaunte.

Harris trennte sich zwar ungern von seinem lebendigen Kunstwerk, überließ Paula das Tier aber kostenlos, obgleich sie wahrscheinlich jeden Preis gezahlt hätte.

»Sie sollten ein wenig mit ihm für die neue Rasse werben, Mrs Carter, sich in Ihrem Bekanntenkreis mit ihm zeigen«, wünschte sich Harris als Gegenleistung.

»Sie können sich auf mich verlassen«, versicherte Paula. »Bald werden Sie weltberühmt sein und jedermann spricht nur mehr von Ihrem geometrischen Hund.«

Von einem Glücksgefühl durchströmt, spazierte Paula aus dem Geschäft. Artig lief das drollige Tier an der Leine nebenher.

* * *

Paula hatte sich vorgenommen, den sonderbaren Vierbeiner noch am selben Nachmittag im nahe gelegenen Park auszuführen, denn dort würden ihr bestimmt ein paar Bekannte begegnen, die gewiss gleich vor Neid erblassten, wenn sie sähen, welch herrlicher Hund nun ihr gehörte. Obschon man Paula die Überspanntheit äußerlich nicht mehr anmerkte, war sie doch im Grunde ihres Herzens ganz die Alte. Sie wollte auffallen und Gesprächsthema sein; daran hatte sich nichts geändert. Daher kleidete sie sich besonders schlicht und steckte ihr dunkelblondes Haar unvorteilhaft hoch, um mit ihrem Aufzug nicht von dem Tier abzulenken. Allerdings verkörperte sie mit ihrer langen, feinen Nase, den markanten Wangenknochen und den leuchtenden hellblauen Augen trotz ihrer Fältchen den Prototyp einer herben Schönheit. So war sie wieder einmal unzufrieden mit ihrem Äußeren, denn sie fand, dass sie fast zu gut aussah. Dabei sollte ja der geometrische Hund die Blicke der Spaziergänger auf sich ziehen.

Auf dem Weg durch die Grünanlagen weckte ihr Haustier freilich sofort das Interesse der Passanten. Misstrauisch betrachteten sie den seltsamen Köter. Manche blieben sogar stehen und drehten sich kopfschüttelnd um. Paula erfüllte es mit Stolz und Genugtuung, dass ihr neuer Freund so viel Aufmerksamkeit erregte. Der Hund selbst spürte natürlich instinktiv, dass er bestaunt wurde, und bellte im vertrauten Stakkato, um auch alle Anwesenden von seinen Starqualitäten zu überzeugen.

Schließlich traf Paula auf Mrs Field, die sich von ihren beiden weißen Pudeln durch den Park hetzen ließ.

»Guten Tag, Mrs Field!«, grüßte sie freundlich, darauf hoffend, dass diese von ihrem tierischen Begleiter gleich Notiz nahm.

»Guten Tag, Mrs Carter!«, erwiderte die ältere Dame. »Sie haben jetzt einen Hund?« Mrs Fields Augenlicht war im Laufe der Jahre etwas schwach geworden. Deshalb beugte sie sich zu Paulas Liebling hinunter. »Oh!«, entfuhr es ihr. »Welche Rasse ist denn das?«

»Er ist ein geometrischer Hund«, erklärte Paula. »Sein Schöpfer ist Harold Harris, der stadtbekannte Züchter.«

»Hat Harris noch mehr solche Tiere zu verkaufen?«, erkundigte sich Mrs Field.

»Nein, im Moment nicht. Er ist der Erste seiner Art, sozusagen das Original.«

»Oh, das ist schade! Der Kleine ist ja wirklich herzerleuchtend«, bedauerte Mrs Field. »Und wie heißt er?«

»Ich nenne ihn Triangle«, sagte Paula. »Der Name passt zu seinem Kopf.«

»Ja, das ist wahr«, meinte Mrs Field nachdenklich.

Die quirligen Pudeln wurden unruhig und begannen zu jaulen. Sie hüpfen ständig vor den Füßen ihres Frauchens umher, sprangen hoch, schnappten nach Mrs Fields Mantel und verbissen sich in ihre Leinen. Den geometrischen Artgenossen kläfften sie irritiert an.

»Nun, ich werde dann mal weitergehen«, beugte sich Mrs Field dem Willen ihrer ungezogenen Hunde. Die jagten ihre Besitzerin rücksichtslos durch den Park, und bald sah man bloß noch einen grauen Mantel flattern und hörte Mrs Field um Gnade flehen, wobei ihr Haar genauso silbern leuchtete wie das Fell der bössartigen Pudeln.

Paula lachte unterdessen zufrieden in sich hinein und dachte bei sich: »Was habe ich doch für ein Glück mit meinem lieben Hund!«

* * *

In den nächsten Wochen und Monaten startete Paula in Dog Town eine regelrechte Werbekampagne für den geometrischen Hund. Sie besuchte Partys und Kunstausstellungen und blieb keinem Empfang fern. Wo sie selbst auftauchte, war freilich auch ihr tierischer Freund nicht weit. Triangle, das gutmütige kleine Monster, erregte überall Aufsehen und Paula lobte es über den grünen Klee. Die Nachfrage nach Vertretern dieser Rasse stieg infolgedessen enorm.

Züchter Harold Harris war damit am Ziel seiner Wünsche angelangt. Von nun an bestimmte er die Haustiermode.

Triangles Familie wuchs und wuchs, denn alle Honoratioren des Ortes leisteten sich einen von seinen Artgenossen, um dem Zeitgeschmack zu huldigen. So begab es sich, dass in jener beschaulichen Stadt die Geometrie auf vier Beinen Einzug hielt.

* * *

Drei Jahre später gehörten die geometrischen Hunde zum Straßenbild in Dog Town und Harold Harris war ein reicher Mann. Seit er den Coup seines Lebens gelandet hatte, ruhte er sich auf seinen Lorbeeren aus. Er ließ sich hofieren und genoss den Ruhm. Harris war ein Star.

Paulas Hund hingegen hatte jenen Status inzwischen verloren, denn er unterschied sich von seinen Artgenossen in keiner Weise. Dies wiederum ärgerte Paula. Sie hatte sich daran gewöhnt, ein besonderes Tier zu besitzen und damit zu prahlen. Deshalb war sie auch sehr an einem Hundefutter namens *John's Cube* interessiert, das der Hersteller John Jones erst kürzlich auf den Markt gebracht und das bei einigen Rassen bereits wahre Wunder bewirkt hatte. *John's Cube* konnte durchaus der erhoffte Rettungsanker sein. Als Paula nun hörte, dass Jones nach Dog Town kommen würde, um für sein Produkt zu werben, beschloss sie daher sogleich, jene Veranstaltung zu besuchen. -

John Jones erinnerte Paula sofort an Harold Harris, denn er war ein ebensolcher Geck wie der Züchter. Professionell und schnörkellos pries er die neue Hundenahrung an. Laut seiner Aussage sorgte eine spezielle Zusammensetzung der Inhaltsstoffe dafür, dass jedes Tier eine individuelle Schönheit entwickelte und sich all seine charakteristischen Merkmale stärker ausprägten. Jones erklärte dem aufmerksamen Publikum, so wie nur ein Fachmann dies kann, welche chemischen und biologischen Vorgänge jener Wirkung im Einzelnen zugrunde lagen.

Paula verstand leider wenig von Chemie und Biologie, und so griff sie ohne Zögern zu *John's Cube*. Die Zeit war reif für eine Umstellung von Triangles Speiseplan.

* * *

Am nächsten Morgen schüttete Paula Carter das frisch erstandene Futter in den Fressnapf ihres Hundes. Die Nahrung war zu kleinen Würfeln geformt, was Triangle offensichtlich gefiel. Er war begeistert von *John's Cube* und schlang die Brocken gierig hinunter.

Schon einige Tage später zeichnete sich dann auch eine erste Veränderung an ihm ab: Er begann zu wachsen. Dies erfüllte Paula mit Stolz und weckte ihren Ehrgeiz. Plötzlich fiel ihr Haustier wieder auf. Erneut hob es sich von allen übrigen Vertretern seiner Art ab, denn kein anderer geometrischer Hund war so groß. Kurz darauf gingen mit ihm weitere Verwandlungen vor. Sein Körper wurde immer eckiger und bald traten an seinem Fell kleine Spitzen heraus.

So machte Triangle zum zweiten Mal Furore, und alle Besitzer eines geometrischen Hundes verfütterten fortan *John's Cube*, wenn sie im Trend liegen wollten.

* * *

Nun gibt es leider bei jeder Neuentwicklung anfangs gewisse Schwierigkeiten. Über kurz oder lang musste daher irgendetwas schiefgehen ...

Zum einen sollte der geometrische Hund nie zu einem großen Tier heranwachsen, zum anderen hätte *John's Cube* bloß den herkömmlichen Rassen als Nahrung dienen dürfen. Außerdem hatte John Jones, der verantwortungslose Hersteller von *John's Cube*, völlig (vielleicht auch absichtlich) übersehen, dass sein Produkt süchtig machte.

Als Paula eines Tages das Futter absetzte, trat Triangle sofort in den Hungerstreik. Der Tierarzt, den sie deshalb aufsuchte, schüttelte abweisend den Kopf und meinte, er sei Veterinär und kein Wunderheiler. So blieb ihr nichts anderes übrig, als wieder auf *John's Cube* umzusteigen.

Mit der Zeit stellten sich bei den anderen Hundehaltern natürlich die gleichen Probleme ein. Die Tiere verweigerten jede Nahrungsaufnahme, es sei denn, man gab ihnen *John's Cube*. Dies ließ sie aber immer weiter wachsen.

Gestern habe ich bei Paula in Dog Town angerufen und mich nach dem Stand der Dinge erkundigt, um Ihnen, mein lieber Leser, mit den neuesten Informationen dienen zu können.

Paulas Triangle ist mittlerweile an die fünf Meter hoch und hat schätzungsweise mehrere tausend Ecken. Er sieht fast aus wie ein gewaltiger Igel. Auch seine Stimme wird lauter und lauter. Sein Gewicht ist jetzt bereits beträchtlich, und

wenn er durch den Garten rennt, dann wackelt das ganze Haus.

Sämtliche geometrischen Hunde sind inzwischen missgestaltet und ihr dröhnendes Gebell übertönt jedes andere Geräusch. Die Köter laufen führerlos durch die Stadt, zertrampeln alles, was ihnen im Weg steht, schlagen mit ihren Pfoten mitunter sogar Löcher in den Straßenbelag. Keine Absperrung trotz ihrem Gewicht. Nichts und niemand hält sie auf.

Züchter Harold Harris hat sich übrigens längst aus dem Staube gemacht, und Futterguru John Jones verdient sich infolge des gesteigerten Bedarfs an Hundenahrung eine goldene Nase.

Kurzum, die Situation ist unerträglich und kein Ende ist in Sicht. Sollte sich die Lage entspannen, wird Paula sich bei mir melden. Sobald es also etwas Erfreulicherer aus Dog Town zu berichten gibt, werde ich es Sie, mein treuer Leser, wissen lassen.

Kleine Plauderei

Hier und heute biete ich Ihnen, mein treuer Leser, die vielleicht einmalige Gelegenheit, die unverblümete Wahrheit zu erfahren über meinen Berufsstand im Allgemeinen und über die Horrorschriftsteller im Besonderen. Wenn Sie wirklich an einer Enthüllung interessiert sind, dann hören Sie mir gut zu. Sollten Sie jedoch Autoren für ehrbare Leute halten und nicht Ihrer letzten Illusionen beraubt werden wollen, so blättern Sie lieber gleich weiter, denn nach der nun folgenden Geschichte werden Sie Bücher mit anderen Augen ansehen.

Stellvertretend für alle Horrorautoren möchte ich Ihnen jetzt einen Mann vorstellen, der sich der phantastischen Literatur verschrieben hat. Sein Name ist Mitch Mitchell. Er wuchs in einer vornehmen Familie auf, in der Gespräche stets mit Zitaten gespickt wurden. Bereits im Kindesalter schnappte er ein paar davon auf und galt daher schon frühzeitig als hochintelligent. Mitchell genoss eine gediegene Bildung, Dünkel inbegriffen, und studierte irgendetwas, was ihm nicht am Herzen lag. Wenn er in den Spiegel sah, war er zwar nicht ganz zufrieden; seine äußerlichen Unzulänglichkeiten glich er aber geschickt durch Geist und Humor wieder aus.

Da es ihm an nichts mangelte und ihm alles einfach zu leicht gelang, setzte er sich schließlich ein Ziel, das eigentlich unerreichbar war. Er wollte ein Star werden, und das, obgleich er mit Talenten nur dürftig ausgestattet war. So handelte er getreu dem Motto: Wenn du dich schrecklich langweilst, weil du nichts mit dir anzufangen weißt, wenn keiner dich versteht, weil du gar nichts zu sagen hast, dann hilf dir selbst und schreib ein Buch darüber! Also fabrizierte Mitch ein Buch, das kein Verlag drucken, keine Buchhandlung verkaufen und kein Mensch lesen wollte.

Nach vielen mühevollen Jahren, in denen zahlreiche Ablehnungen und herbe Rückschläge an seinen Nerven zerrten, fand sich eher durch Zufall (oder waren es gute Beziehungen?) als durch Mitchells persönliches Verdienst ein kleiner Verlag, der das eintönige Leben des Möchtegernautors auf feinstem Papier verewigte. Das überflüssige Machwerk lag wie Blei in den Regalen und hätte auch fortan niemanden vom Hocker gerissen, wäre es nicht wie durch ein Wunder auf der Bestsellerliste gelandet. Wie dies geschehen konnte, blieb ein Rätsel, doch man war es zufrieden, denn die Verkaufszahlen schnellten urplötzlich in die Höhe und Mitchell avancierte tatsächlich zum Star.

Der Verlag gierte daraufhin nach einem neuen Buch, um gleich einen weiteren möglichen Bestseller vom Stapel lassen zu können. Da Mitchell aber weder ein großer Künstler war noch Lust hatte zu recherchieren, probierte er es zur Abwechslung mal mit Phantasie und siehe da! Der Verlag druckte es unbesehen, nahm selbst Horror und Science-Fiction in Kauf, obwohl das im Grunde gar nicht ins Programm passte. Am wichtigsten war ohnehin, dass man mit dem Namen Mitch Mitchell wirklich alles vermarkten konnte.

Hier steigen wir in die nun folgende Geschichte ein, die sich aus drei Teilen zusammensetzt, welche sich zudem an verschiedenen Orten ereignen. Durch die erste Episode erfährt der geneigte Leser, warum sich viele Autoren so ähneln, in der zweiten werden grausame Ideen in die Tat umgesetzt und in der dritten bekommt unser Held eines Nachts unerwarteten Besuch. Doch lesen Sie selbst ...

weiter >>

Autoren nach Maß

Mitch Mitchell saß in einer leeren Wohnung auf gepackten Koffern. Traurig stierte er an die Zimmerdecke und ließ in Gedanken die Geschehnisse der letzten Jahre an sich vorüberziehen ...

In dieser Stadt hatte alles angefangen. Sein Geburtshaus befand sich ganz in der Nähe, er hatte die Kindheit hier verbracht und unweit der vertrauten Heimat das verhasste Studium absolviert. Auch sein sagenhafter Aufstieg hatte sich an ebendiesem Ort vollzogen.

Vor einer Woche noch hatte Mitch sich am Ziel seiner Wünsche gewähnt und jetzt schien alles aus zu sein. Bloß ein Umzug konnte ihn retten. Er musste weg, so weit weg wie nur irgend möglich, auswandern in ein fernes Land. Vielleicht war es ihm ja vergönnt, dort die Reste seiner ruhmreichen Vergangenheit wieder zusammenzufügen und eine zweite Karriere zu starten. Wie ein Phönix wollte er aus der Asche steigen und allen Leuten zeigen, dass er gut war, dass keiner es so verdiente wie er, ein gefeierter Star zu sein.

Mitchell war einst ein hell leuchtender Stern am Autorenhimmel gewesen und seine Horrormane waren heiß begehrt. Fans liefen ihm in Scharen hinterher, verfolgten ihn sogar auf der Straße, stets auf der Jagd nach einem Autogramm. Frauen, die ihn in Anbetracht seines faden Aussehens sonst kaum wahrgenommen hätten, lagen ihm zu Füßen und schworen ihm ewige Liebe und Treue, obwohl sie ihn nicht mal persönlich kannten. Klatschkolumnisten hatten ständig ein Auge auf ihn, belästigten ihn ohne Unterlass und kommentierten sein Treiben umgehend, war es auch noch so banal. Alles schien demnach in bester Ordnung zu sein - bis zu jenem Abend, als Mitchells Verleger Elliot Buchanan dem Star auf der jährlich stattfindenden Verlagsparty ein kleines Büschel seines blond gelockten Haars ausriss und triumphierend hochhielt. Obgleich Mitch sich damals unverwundbar fühlte, schwante ihm doch, dass dies nichts Gutes zu bedeuten hatte.

Ein Jahr später schon war ein Newcomer im Begriff, ihm den Rang abzulaufen. Mitchell legte gerade eine Schaffenspause ein, als der Grünschnabel mit seinem Debütroman an die Öffentlichkeit trat. Buchanan, der greise Verleger, förderte seinen neuen Schützling mit aller Macht und verhalf ihm im Handumdrehen zu ungeahnter Popularität. Mitch aber beäugte den attraktiven Kollegen misstrauisch und ärgerte sich besonders über dessen gute Arbeit, die sich durchaus mit seiner eigenen messen konnte.

Die Leser strömten freilich sofort zu dem Konkurrenten, der plötzlich in aller Munde war, während Mitch langsam in Vergessenheit geriet. Der wusste natürlich, dass es an der Zeit war, sich beim Publikum zurückzumelden. So saß er tagaus, tagein und Nacht für Nacht bei starkem Kaffee und giftigen Zigaretten vor seiner Schreibmaschine, startete lustlos auf die Tastatur und tippte frustriert einige Zeilen, die er jedoch gleich im Papierkorb verschwinden ließ. Es wollte ihm einfach nichts gelingen - er war ausgebrannt.

Einige Monate danach betrat ein weiterer Schriftsteller die große, blutrünstige Bühne der Horrorliteratur. Dieser machte ebenfalls in der Szene von sich reden, zog die Leser in seinen Bann und leistete im wahrsten Sinne des Wortes »phantastische« Arbeit. Wieder rühmte sich Verleger Elliot Buchanan voller Stolz, sein Gönner und Entdecker zu sein, und das eisgraue Haar des geschäftstüchtigen kleinen Mannes blitzte. Mitch fragte sich indes, wo Buchanan all die talentierten Leute auftrieb.

Kurz gesagt, drei Jahre später war der Markt gesättigt und die Buchläden überschwemmt mit den mehr oder weniger guten Werken der vielen Horrorautoren.

Mitch, der nun endlich seine Krise überwunden hatte und ein Comeback starten wollte, biss daher bei seinem Verleger auf Granit. Aus Buchanans Zügen sprach aufrichtiges Bedauern, als er sein Manuskript ablehnte. Der Stoff sei zwar gut, Horror jedoch nicht mehr in Mode, weil man den Lesern in der letzten Zeit zu viel davon vorgesetzt habe. Der Alte schickte Mitchell weg und lud ihn als Entschädigung zur alljährlichen Verlagsparty ein, gleichsam als wäre das ein angemessener Ersatz für die Veröffentlichung seines neuen Romans.

Mitch empfand dies als blanken Hohn und nahm sich vor, der Feier aus Protest fernzubleiben, aber wie es den Künstlern eigen ist, überlegte er es sich schließlich im letzten Moment anders und ging doch. Er holte den feinsten schwarzen Smoking aus seinem Kleiderschrank, polierte die teuersten Lackschuhe, die er besaß, und brachte mit der Fingerfertigkeit eines Meisterfriseurs seine goldenen Locken in Form.

Der Mann im Spiegel wirkte dynamisch und erfolgsverwöhnt wie eh und je. Sein Gang war federnd, der Blick aus den

stahlblauen Augen kalt und fest, und das spitze, flache Kinn gab seinem Gesicht einen gleichgültigen, blasierten Ausdruck. Die hochmütige Miene des Ex-Stars wahrte den Schein gekonnt, und keiner der anwesenden Gäste würde erkennen, wie es wirklich mit ihm aussah. Als Mitch die Tür hinter sich schloss, ließ er den von Selbstzweifeln und Zukunftsängsten geplagten Teil seiner Persönlichkeit zurück.

* * *

Auf der Party musste Mitch leider feststellen, dass sich in den verflissenen drei Jahren eine Menge verändert hatte. Es kränkte ihn ungemein, dass er nun nicht mehr im Mittelpunkt stand. Stattdessen interessierten sich alle Anwesenden nur mehr für die Neulinge in der Szene. Insgesamt gab es inzwischen acht Autoren, die den Markt beherrschten dank ihrer passablen Werke und der raffinierten Werbestrategien ihres gemeinsamen Verlegers Elliot Buchanan. Dies schmerzte Mitchell zutiefst, denn er betrachtete sich als Begründer des modernen Horrorromans und Urheber der damit verbundenen Begeisterung in der Leserschaft. Das hatte man offenbar völlig vergessen! Unverschämt, dass man jetzt denjenigen huldigte, die in seinem Fahrwasser gesegelt waren und während seiner Schaffenskrise den ihm allein gebührenden Platz eingenommen hatten!

Mitchell drückte sich verärgert am Buffet herum und beobachtete argwöhnisch seine Gegenspieler. Er schlürfte Kirschsafte, sein Lieblingsgetränk, und genoss Tintenfischsuppe, seine Leibspeise. Einer der umschwärmten Autoren gesellte sich zu ihm und holte sich ebenfalls Kirschsafte und Tintenfischsuppe, was Mitch sehr verwunderte, denn den meisten Leuten dreht sich schon beim bloßen Gedanken an diese schauerhafte Zusammenstellung der Magen um. Darüber hinaus gab es weitere Gemeinsamkeiten zwischen den beiden Kollegen: Der Rivale trug einen ähnlich geschnittenen schwarzen Smoking, obwohl das zurzeit gar nicht modern war, und als sie ein paar Worte wechselten, bemerkte Mitchell am Sarkasmus des anderen, dass sie auf der gleichen Wellenlänge lagen.

»Seltsam - solch eine Vertrautheit zwischen zwei völlig Fremden!«, dachte er. Eine dunkle, noch unbestimmte Ahnung kroch in ihm hoch und manifestierte sich äußerlich in einem Stirnrunzeln.

»Entschuldigen Sie!«, unterbrach eine bejahrte Frau mit starker Brille und grau schimmerndem Haar jäh seine Überlegungen. »Kennen wir uns nicht?«

»Ich bin Mitch Mitchell«, stellte er sich vor.

»Ah, Mr Mitchell - der berühmte Horrorautor!«, freute sich die Partybesucherin. »Wann gibt es denn wieder etwas Neues von Ihnen?«

»Da werden Sie wahrscheinlich noch eine ganze Weile warten müssen«, enttäuschte er den anscheinend letzten ihm verbliebenen Fan.

»Das ist schade!«, bemerkte die ältere Dame. »Ich mochte Ihre Bücher immer sehr.«

Als sich die Leserin entfernte, war Mitch zum Heulen zumute. Die Tatsache, dass sich selbst seine treuesten Anhänger kaum an ihn erinnerten, war ein unwiderlegbares Indiz für seinen tiefen und unaufhaltsamen Fall. -

Es dauerte nicht lange, bis der nächste Emporkömmling ans Buffet trat. Auch er trug einen altmodisch wirkenden Smoking und griff ohne Zögern zu Kirschsafte und Tintenfischsuppe. Misstrauisch musterte Mitchell daraufhin jeden seiner Konkurrenten, und je genauer er sie unter die Lupe nahm, desto mehr Ähnlichkeiten wiesen sie auf. Alle aßen sie seine Leibspeisen und hatten eine Vorliebe für diese Anzüge. Ihre Statur glich seiner eigenen. Selbst die Gesten und seinen unverwechselbaren Humor hatten sie ihm gestohlen. Kein Wunder, dass das Publikum ihn nicht vermisste, denn jetzt hatte es acht Kopien von ihm! Irgendetwas war hier faul.

Als Mitch nun den berühmt-berüchtigten Facharzt für plastische Chirurgie Reginald Biggs, dessen Busenfreund, den ebenso zwielfichtigen Gentechnik-Wissenschaftler Samuel Hudson, und den umstrittenen Wachstumsbiologen Rupert Burton unter den Anwesenden sichtete, fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Der Albtraum vom optisch veränderten menschlichen Klon war dank skrupelloser Geschäftemacher bereits Wirklichkeit geworden. Endlich ergab auch der Angriff auf seinen Schopf einen Sinn!

Innerlich rasend vor Wut, äußerlich kühl und gefasst, verfolgte Mitchell mit der Gründlichkeit eines Detektivs seine Widersacher und ging auf Spurensuche. Er entwendete Bestecke mit Fingerabdrücken, sammelte Haare ein, ließ ein kleines Glas mit Lippenabdruck in seinem Jackett verschwinden und schreckte nicht einmal davor zurück, dem letzten Opfer des Beutezugs mit seinem scharfkantigen Brillantring in den Finger zu ritzen, um an Blut zu gelangen. Danach verließ er heimlich wie ein Taschendieb die Feier.

* * *

Am darauffolgenden Tag verstreute Mitch die Beweisstücke in seinem Apartment. Dann löste er Feueralarm aus. Als er sicher war, dass alle anderen das Gebäude verlassen hatten, trat er seine eigene Wohnungstür ein und versteckte sich im Kleiderschrank. Nachdem die Feuerwehr das Haus durchsucht und festgestellt hatte, dass es sich hier um falschen Alarm handelte, kroch er aus seinem Versteck. Einige Stunden später meldete er auf der Polizeiwache einen Einbruch während seiner angeblichen Abwesenheit.

Die Ordnungshüter durchforschten Mitchells Wohnung nach Spuren der Täter - und sie wurden fündig. Drei Tage darauf bestätigte der für den Fall zuständige Polizeiinspektor allerdings, dass jene Fingerabdrücke usw. ausschließlich von Mitchell selbst stammten. Der erstattete formell Anzeige gegen unbekannt wegen Sachbeschädigung und Hausfriedensbruch.

Die schlimmste Befürchtung hatte sich also bewahrheitet. Mitch war fassungslos und wollte das nicht einfach so auf sich beruhen lassen. Um seiner Entrüstung Ausdruck zu verleihen, stellte er Buchanan zur Rede. Die glasigen grauen Augen des Verlegers funkelten höhnisch, als er von seinem früheren Günstling Beweise forderte. Da Mitchell sich diese jedoch illegal beschafft hatte, zog er natürlich den Kürzeren. Der ertappte Elliot Buchanan jagte den Autor aus dem Hause mit der Bemerkung, er solle sich ja nie wieder blicken lassen.

Nach jenem schrecklichen Erlebnis hatte Mitchell beschlossen, schleunigst auszuwandern. Jetzt saß er da auf seinen Koffern und starrte die Wände an. Ohne wirklich zu begreifen, wie es so weit kommen konnte, stand er auf, schnappte die Gepäckstücke und verließ seine Wohnung und mit ihr die geliebte Heimat. Er kehrte der Vergangenheit und der Gegenwart den Rücken auf dem Weg in eine ungewisse Zukunft in einem fernen, unbekanntem Land.

weiter >>

Kollision der Monster

Mitch Mitchell fühlte sich fabelhaft. Der verstoßene Autor hatte mit seiner neuen Heimat die richtige Wahl getroffen. Man hieß ihn willkommen in dem fremden Land, war freundlich zu ihm, und niemand machte Anstalten, ihn zu kopieren. Schnell fand er eine Kleinstadt namens Fantasy, die ihm gefiel. Dort mietete er ein nettes Häuschen und knüpfte ein paar Kontakte. Er hatte alles, was er brauchte. Schließlich lebte es sich ja auch jetzt noch gut von den einstigen Erfolgen.

Mittlerweile hatte er die Schriftstellerei an den Nagel gehängt und beschränkte sich nunmehr ganz auf die Rolle des stillen Beobachters. Dass andere inzwischen den Ruhm ernteten und sich der Gunst des Publikums erfreuten, während sich an seinen Namen kaum jemand erinnerte, war ihm einerlei - zumindest redete er sich das ein. Seine Tage waren lang und durch Müßiggang geprägt. In seinem Leben herrschte Frieden - bis *sie* auftauchte!

Beverly Grant, eine gefeierte Horrorautorin, hatte sich in Mitchs Nachbarschaft niedergelassen, was er als offenkundige Provokation auffasste. Wie konnte diese unmögliche Person es bloß wagen, sich in seiner unmittelbaren Nähe breitzumachen! Und wenn sie sich zufällig auf der Straße begegneten, besser gesagt, aneinander vorbeiliefen, dann würdigte sie ihn keines Blickes, tat so, als wüsste sie nicht, wer er war.

Nein, er kannte sie nicht, doch er hasste sie abgrundtief. Sie war unscheinbar und mickrig wie ein dürres Pflänzchen, das einzugehen drohte. Mitchell aber mochte keine hässlichen Frauen, denn sie führten ihm, der stets nach Perfektion strebte, auf ernüchternde Weise die Unvollkommenheit der Welt vor Augen. Nur widerwillig las er daher Beverlys Bücher und sah sich Talkshows an, in denen sie auftrat. Er musste zugeben, dass sie vor Geist und Witz sprühte, und das wurmte ihn. Dass sie sich in die Horrorszene eingeschlichen hatte, empfand er als bodenlose Unverschämtheit. (Frauen sollten Liebesgeschichten und Romantik-Abenteuer schreiben, Beziehungskrimis oder Mystery-Thriller. Von harten Sachen sollten sie jedoch ihre zarten Finger lassen. - Das meinte jedenfalls Mitch Mitchell.) Kein Wunder also, dass ihm Beverly Grant, die so gar nicht seinen Vorstellungen entsprach und sich trotzdem in ihrem Erfolg sonnte, ein Dorn im Auge war.

Der Unmut über die Präsenz jener schrecklichen Frau brannte in ihm wie ein Fieber. Sie war oben - er war unten. Wie hatte er nur so tief fallen können! Beverly Grants Anwesenheit wirbelte die Erinnerungen wie eine Staubwolke auf. Da war die Krise, die folgende Demütigung, die gestohlene Einzigartigkeit, die erzwungene Auswanderung und die Erkenntnis, dass es seit Jahren mit ihm bergab ging und er das letzte Kapitel seines glanzlosen Abschieds vollendet hatte, als er das Schreiben aufgab. Ihm wurde klar, dass er sich zu früh zurückgezogen hatte. Er war abgereist, einen Koffer voll unerledigter Dinge als Handgepäck. Auf diese Art durfte er nicht abtreten.

So machte Mitchell seine Entscheidung rückgängig und griff wieder zu Papier und Stift. Er wollte ein Comeback starten, wollte es noch einmal wissen. Bereits seit Monaten schleppte er die verschiedensten Ideen mit sich herum, doch es fiel ihm schwer, sie zu ordnen. Die Worte purzelten aus seiner Feder. Unbeholfen reihten sich die ersten Sätze aneinander wie die launischen Abschnitte eines holprigen Weges, dessen Ziel eher ungewiss ist. Aber Mitch gab nicht auf, stolperte tapfer über die beschwerlichen Passagen, und schließlich rieselten die Formulierungen locker und leicht wie ein gemütlich spritzender Nieselregen hernieder - ganz so wie in alten Zeiten.

* * *

Einige Monate später brachte ein angesehener Verlag Mitchells jüngstes Werk auf den Markt. Trotz massiver Werbung entwickelte sich das Buch allerdings zum Ladenhüter, was Mitch beinahe verzweifeln ließ. So hatte er sich seine Rückkehr freilich nicht vorgestellt. Seine Enttäuschung kannte keine Grenzen, zumal ihn Beverly Grant mit ihrem neuen Roman mühelos übertrumpfte und in einer Talkshow obendrein bemerkte, er sei für sie keine ernst zu nehmende Konkurrenz. Mitch mochte vor Scham in den Boden versinken, hatte er ihr doch kürzlich im Rahmen einer Buchpräsentation öffentlich den Kampf angesagt.

Einsam und gedemütigt schritt er durch die Straßen der kleinen Stadt und dachte über einen Ausweg aus dieser peinlichen Situation nach. Es schien ihm am vernünftigsten, ein weiteres Buch zu schreiben und alles daranzusetzen, Beverly Grant zu überflügeln. Was er dafür brauchte, war nur Papier und eine geniale Idee. Also hielt er vor einem Schreibwarenladen inne, um sich das Erstere schon mal zu besorgen.

Mitchell hamsterte eine Menge Stifte und Büroartikel. Dann machte er sich auf den Heimweg. Als er bereits drei Viertel der Strecke zurückgelegt hatte, stellte er aber fest, dass er das Wichtigste - das Papier - vergessen hatte! Ärgerlich über seine Zerstretheit, lief der Autor nach Hause, wo er vor seiner Eingangstür unverhofft auf einen älteren Herrn traf, der sogleich auf ihn zusteuerte und sich anschickte, ihm etwas zu überreichen.

»Ich nehme keine Ware von einem Vertreter!«, herrschte Mitchell den unerwünschten Besucher an. »Was auch immer Sie in Ihren Koffern haben, nehmen Sie es wieder mit und verschwinden Sie!«, forderte er schroff.

»Ich bin kein Vertreter, ich bin Quentin«, erklärte der Unbekannte höflich.

»Quentin - hm! - und wie noch?«, fragte Mitchell etwas weniger barsch, denn er war an allerlei oberflächlichen Dingen interessiert, wie beispielsweise an Namen, die er manchmal später in seinen Werken verwendete.

»Man nennt mich Quentin«, antwortete der vermeintliche Vertreter gleichmütig.

»Hm!«, brummte Mitchell unzufrieden. »Ist das nun Ihr Vor- oder Ihr Nachname oder ist es vielleicht ein Pseudonym?«, bohrte der Schriftsteller weiter, belustigt über den kleinen Scherz am Rande. Ein Pseudonym für einen Vertreter! Was für eine ulkige Vorstellung, dass man heutzutage schon unter einem Künstlernamen hausierte!

»Quentin ist nicht mein Name. Ich *bin* Quentin!«, entgegnete der Fremde eigensinnig. »Ich war nie etwas anderes und werde nie etwas anderes sein.«

Mitchell runzelte die Stirn. Er sollte es wohl lieber dabei bewenden lassen, denn bei Quentin schien eine Schraube locker zu sein. Der Autor betrachtete den offenbar verwirrten Mann eingehend. Er mochte mittleren Alters sein, wirkte gepflegt und herablassend, so als sei ihm sein Geschäft im Grunde egal, so als habe er nicht einen Job zu erledigen, sondern eine Mission zu erfüllen. Mitchell fand Quentin unheimlich und ängstigte sich ein wenig vor ihm. Am meisten aber fürchtete er, dass er den merkwürdigen Fremden nicht mehr loswürde. Deshalb bemühte er sich, die Sache ein bisschen abzukürzen.

»Was wollen Sie mir verkaufen?«, erkundigte er sich desinteressiert.

»Ich verkaufe nichts!« Quentin schüttelte empört den Kopf, als ob Mitchell ihn zutiefst gekränkt hätte. »Ich verschenke Dinge!«, stellte der Beleidigte richtig.

Der Autor war verduzt. »Und was verschenken Sie?«, fragte er.

»Ich gebe jedem, was er gerade braucht.«

Mitchell lachte hell auf. »Was brauche ich denn?«, testete er den selbst ernannten Wohltäter.

»Sie brauchen Papier«, antwortete derselbe und versetzte den Künstler damit in Erstaunen. »Hier sind dreizehn Koffer voll Schreibpapier. Nehmen Sie sie!«, bot Quentin an. »Das wird Ihre Karriere wieder beleben.« Mit diesen orakelnden Worten entfernte er sich und ließ den verwunderten Autor mit dem Präsent zurück.

Mitchell schaute seinem seltsamen Gönner ebenso misstrauisch wie beeindruckt hinterher und rätselte über dessen Motive. Welche Bedeutung hatte jener Auftritt? Wer war Quentin wirklich? Würde er ihm je wieder begegnen? Während er über den Fremden nachdachte, brachte er vorsorglich all die Aktenkoffer in sein Haus. Vielleicht forderte Quentin das Papier ja eines Tages zurück. Auf keinen Fall sollte es auf der Straße liegen bleiben. Dann hängte Mitchell freudig sein Jackett an den Garderobenständer und rieb sich erwartungsvoll die Hände. Ungestüm öffnete er einen der Koffer und holte behutsam das erste Blatt hervor. Es war makellos und blütenweiß, hatte gerade die richtige Stärke und eine seidige Oberfläche. Ihm juckte es förmlich in den Fingern. So setzte er sich nieder, nahm einen Stift und begann zu schreiben.

* * *

Die folgenden Wochen verliefen für Mitchell sehr produktiv. Zwar fehlte ihm die zündende Idee für ein echtes Meisterwerk, doch war er - ganz wie früher - dreist genug, sich bei seinen verhassten Kollegen zu bedienen. Da zurzeit Geschichten mit Monstern angesagt waren, beschloss er, nun auch ein Ungeheuer in die Phantasiewelt zu setzen. So spielte der Titelheld seiner jüngsten Erzählung »Das Asphalt-Monster« eine tragende beziehungsweise knabbernde Rolle, denn er ernährte sich vorzugsweise vom Straßenbelag.

Mitchell stellte das Werk in wenigen Monaten fertig und fand sogleich einen willigen Verleger, der zum einen seinen skurrilen Humor zu schätzen wusste und sich zum anderen glücklicherweise noch an seinen Namen erinnerte. Erst einmal auf dem Markt, war der Absatz des Buches aber leider nur schleppend, denn die Leserschaft reizten die Menschen fressenden Mörderfische, die kriegswütigen Außerirdischen und die Gift spuckenden Schleimmonster der Konkurrenz viel mehr. Der große Knüller war sowieso der Roman von dem kannibalischen Präsidenten, und selbst der inzwischen längst blutarme Graf Dracula eroberte eher die Herzen der Horrorfans. Mitchell schien also endgültig auf dem

absteigenden Ast zu sein.

An einem kalten Montagmorgen jedoch, als feine Regentropfen leise und gemächlich vom tristen grauweißen Himmel herabrieselten, wendete sich das Blatt. Der Autor lag noch im Bett in einem Zustand zwischen Wachen und Träumen, als er ein grollendes Geräusch vernahm - ein Poltern, das immer näher kam. Neugierig stand er auf und schaute aus dem Fenster, um die Ursache für jene Lärmbelästigung auszumachen. Da traute er seinen Augen kaum! Mit donnernden Schritten trabte ein grünhäutiges, dreibeiniges Ding die Hauptstraße entlang. Es hatte hellblau blinkende, kugelrunde Augen, und zwar je zwei davon an den drei Stielbeinen, und fünf Augen saßen, hübsch gleichmäßig angeordnet, genau über dem riesigen rosa Maul, das mit mehreren Reihen spitzer grauer Zähne bestückt war. Das seltsame Wesen rammte sein Gebiss in den Asphalt und ließ die halbe Straße unter ohrenbetäubendem Kauen und Knacken in seinem Schlund verschwinden. Ab und an gab es auch ein dröhnendes Rülpsen von sich.

Die aufgebrachten Bürger von Fantasy liefen verängstigt und schreiend durch die Stadt, während sich Hobbyfotografen im Bilderrausch vor Jubel beinahe überschlugen. Mitchell blickte noch immer ungläubig hinaus und betrachtete schmunzelnd die Spuren der Verwüstung, die das Monster hinterlassen hatte. Dieses Ungetüm, das sich durch die Straßen fraß, war seine eigene Schöpfung. Er hatte es nicht nur auf dem Papier verewigt, sondern tatsächlich zum Leben erweckt. Das, was er betrieb, war nicht länger Schriftstellerei - es war Magie.

* * *

Die Kunde von der Asphalt vertilgenden, dreibeinigen Kreatur verbreitete sich im Nu. Das ganze Land geriet in Aufruhr, denn das Monster war auf Wanderschaft und suchte jeden Tag eine andere Stadt heim. Es ruinierte Landstraßen und Autobahnen und machte nicht einmal vor Sackgassen Halt. Journalisten verfassten tagtäglich eine Flut von Artikeln über das mysteriöse Geschehen und entdeckten bei ihren Recherchen zufällig die bisher kaum beachtete Erzählung von Mitch Mitchell, die - Welch ein Wunder! - bis ins Kleinste genau beschrieb, was das nimmersatte Wesen zu tun imstande war.

Von nun an prangte der Stern des Mitch Mitchell heller und glanzvoller am Bücherhimmel als je zuvor. Reporter nannten den Autor einen Monster-Propheten, und er tischte ihnen wilde Geschichten auf, berichtete von einem angeblichen Kontakt zu Geistern, von Erscheinungen und Traumvisionen. Vertreter von Presse, Funk und Fernsehen glaubten ihm alles und erklärten ihn zum Jahrhundertmedium, sahen sie seine Aussagen schließlich durch die jüngsten Vorkommnisse bestätigt.

Mitchell zog die große Schau ab und ließ Publikum und Kritik im Dunkeln tappen. Ihm war natürlich bewusst, dass Quentins Papier den Spuk hervorrief, doch dieses Geheimnis behielt er besser für sich, denn sollten die Leute je erfahren, dass er das Untier selbst erschaffen hatte, würden sie ihn wohl lynchen.

So aber vergötterten ihn die Leser und Filmproduzenten rissen sich um die Rechte an seiner literarischen Untat. Vergessen waren Beverly Grant und all die anderen Schreiberlinge. Mitchell überstrahlte die Konkurrenz und wurde als »Autor mit dem zweiten Gesicht« gefeiert. Letzten Endes war ihm also das Comeback geglückt.

* * *

In den nächsten Monaten und Jahren ließ Mitchell dem Asphalt-Beißer unzählige andere Ungeheuer folgen. Er schuf wundervoll leuchtende Käfer, die ganze Felder kahl fraßen, Wasserungeheuer, die in Badewannen auftauchten, Spukerscheinungen, die sich in Rathäusern und Regierungsgebäuden manifestierten, und Knabbermonster, die nächtens in den Supermärkten ihr Unwesen trieben und alle Süßigkeiten vertilgten. Mit solchem Schabernack verdiente Mitchell lange Zeit eine Menge Geld und stiftete allerorten Chaos. Dem phantasiearmen Autor gingen jedoch irgendwann die Ideen aus und er fiel nach und nach in seine alte Gewohnheit zurück.

Ein Horrorschriftsteller hat nun einmal wenig Freude daran, harmlose, hübsche Kreaturen zur Belustigung der Massen durch die Straßen spazieren zu lassen. Nein! Ein Horrorschriftsteller hat bloß ein Ziel: Er will Angst und Schrecken verbreiten, so gut er eben kann. Deshalb schickte Mitchell Außerirdische in die Hauptstadt, verwandelte die Toten auf den Friedhöfen in hungrige Zombies und den Bürgermeister seiner neuen Heimatstadt in einen Vampir. Böartige Hexen fingen unartige Kinder und ein mürrischer alter Mann erschlug jeden kläffenden Hund. Kurzum, die ganze Welt geriet aus den Fugen.

Mitchell war für all das aber nur indirekt verantwortlich, denn eigentlich holte Quentins Schreibpapier das Dunkelste und Verwerflichste aus ihm heraus. Der übereifrige Autor arbeitete unablässig wie ein Besessener und verlor dabei mehr

und mehr die Kontrolle über sein eigenes Werk.

* * *

Eines Tages - es war schon spät - läutete die Glocke schrill. Erboast über die nächtliche Ruhestörung ging Mitchell an die Tür.

»Guten Abend, Mr Mitchell!«, rief eine selbstbewusste Frauenstimme von draußen. »Ich muss mit Ihnen reden.«

»Wer ist da?«, knurrte er.

»Ich bin Beverly Grant«, stellte sich die Besucherin vor. »Vielleicht erinnern Sie sich an mich«, kokettierte die ehemalige Horror-Queen, die natürlich genau wusste, wie sehr er sie noch vor fünf, sechs Jahren beneidet hatte. Mitch brütete gerade über einer neuen Geschichte und hätte jeden anderen wieder nach Hause geschickt, doch mit Beverly hatte er ein Hühnchen zu rupfen. Er wollte sie gerne demütigen, indem er ihr zeigte, was einen richtigen Autor ausmacht und wie professionell er war. Darum ließ er sie ein.

»Sie haben sich nett eingerichtet«, beurteilte Beverly das erlesene Inventar.

»Sie sind sicher nicht aufgekreuzt, um mit mir über Wohnkultur zu plaudern«, forderte Mitchell sie auf, gleich zur Sache zu kommen. Er hasste sie nach wie vor, verachtete ihre Oberflächlichkeit und ihre Hinterhältigkeit.

»Um es kurz zu machen - hören Sie damit auf!« Das waren ihre Worte. Rastlos durchmaß sie mit schnellen Schritten den Raum.

»Womit aufhören?«, tat Mitchell ahnungslos, als sei ihm unklar, was sie meinte.

»Ich weiß nicht, wie Sie es anstellen, aber ich weiß, dass Sie für all das Leid verantwortlich sind. Diese grässlichen Monster entspringen einzig und allein Ihrer kranken Phantasie!« Beverly war ziemlich erregt.

»Ihre Anschuldigungen beruhen bloß auf Vermutungen, Ms Grant«, bemerkte Mitchell sachlich. »Sie haben nicht einen Beweis.« Laut und hohl lachte er. »Wie sollte ich denn diese Wesen zum Leben erwecken? Ich habe kein Laboratorium wie ein gewisser Baron Frankenstein. Bitte, überzeugen Sie sich selbst! Durchsuchen Sie mein Haus! Ich öffne jede einzelne Schublade für Sie.«

Beverly zögerte. Sollte sie wirklich sein Heim durchstöbern wie eine Detektivin? Sie würde sich ja zum Narren machen! Wenn es irgendetwas Verdächtiges zu entdecken gäbe, hätte er ihr kaum angeboten, seine Schränke zu durchwühlen. Folglich bestanden zwei weitere Möglichkeiten: Entweder hatte er das Corpus Delicti so gut versteckt, dass er sicher war, dass sie nicht darauf stoßen würde, oder es befand sich bereits in ihrer Nähe. Vielleicht lag es vor ihren Augen und er hoffte, dass sie den Wald vor lauter Bäumen nicht sah. Diese Überlegungen lenkten ihren Blick auf den Arbeitstisch, wo Quentins Papier verstreut war.

»Sie schreiben mit der Hand?«, fragte Beverly erstaunt.

»Kommen Sie nicht vom Thema ab!«, rief Mitchell erzürnt.

Beverly stutzte. Musste er nicht froh sein, dass sie ein wenig abschweifte? Seine heftige Reaktion hatte gewiss etwas zu bedeuten.

»Sehr interessant, dass Sie sich solch eine Ursprünglichkeit bewahrt haben. Ich meine, es ist veraltet und ziemlich mühevoll, doch irgendwie rührend«, schwatzte sie beredt. »Auf Manuskripten kann man schlecht korrigieren und keinen Text nachträglich einfügen. Das erfordert eine hohe Konzentrationsfähigkeit«, schnatterte sie weiter, während sie ein leeres Blatt in die Hand nahm. »Es ist herrliches Papier, so glatt und weiß! Das verlockt zum Schreiben. Nun kann ich Sie verstehen, Mr Mitchell.« Dann bat sie ihn um einen Gefallen: »Wären Sie so nett, mir ein paar Seiten zu überlassen? Ich würde das auch gerne mal ausprobieren. Ach, Computer sind ja praktisch, aber so unpersönlich!«

»Kaufen Sie sich Ihr Papier doch selbst!«, fuhr er sie an.

»Nun, wo gibt es dieses hier?«, erkundigte sie sich.

Mitchell starrte ratlos ins Leere. Kalter Schweiß brach ihm aus allen Poren. Ohne es zu wissen, hatte sie ins Schwarze getroffen! Der Autor warf seine Kollegin hinaus und bedeutete ihr gehässig, sie solle sich lieber um ihre eigene, ins Stocken geratene Karriere kümmern.

»Stoppen Sie es!«, rief Beverly. »Sonst verlieren Sie die Kontrolle darüber.«

Mitchell schlug die Tür zu. Er hätte der frechen, dummen Gans gern selbst den Garaus gemacht, aber er war eben ein Schreibtischtäter. Eines seiner Monster würde diese Aufgabe besser erledigen als er.

* * *

Am nächsten Morgen harrte Mitchell gespannt der Dinge, die da kommen sollten. Vorsichtig zog er die Gardine zurück und lugte hinunter auf die Straße. Dort schlängelte sich zum Entsetzen der Einwohner von Fantasy ein riesiger grüner Wurm die Gasse entlang, der zielstrebig das Haus von Beverly Grant anpeilte und allem Anschein nach nichts Gutes im Sinn hatte. Nur Mitchell wusste, dass diese Kreatur seine ärgste Feindin verschlingen wollte.

Doch im Vorgarten angelangt, hielt das grässliche Vieh inne. Es richtete sich auf und drehte sich um die eigene Achse. Dabei stieß es ein herzerreißendes Jaulen aus und jammerte unentschlossen vor sich hin. Das Wehklagen des Geschöpfes rief Beverly Grant auf den Plan. Sie sah durchs Fenster, sogleich ahnend, dass der ungebetene Gast von Mitchell geschickt worden war, und das sicherlich nicht zu ihrer Erbauung.

Beunruhigt beobachtete der Autor hinter den Gardinen das seltsame Geschehen in Beverlys Garten, das so gar nicht zu dem passte, was er dem Untier am Abend zuvor in seiner Geschichte zu tun befohlen hatte. Offenbar hatte das Wesen urplötzlich und ohne erkennbaren Grund vergessen, wozu es bestimmt war. Es begann, auf und nieder zu wippen, mal zu hüpfen, mal zu kriechen. Dann quietschte es vergnügt und wand sich mit grotesker Eleganz.

Kreidebleich sank Mitchell zu Boden. Diese Kreatur hatte aufgehört, Sklave seiner Phantasie zu sein, und führte von nun an ein unberechenbares Eigenleben. Vor Verzweiflung raufte sich der Schriftsteller die Haare. Er grübelte lange und konnte sich doch nicht erklären, weshalb das Monster den Gehorsam verweigerte.

* * *

Stunden später versetzten altvertraute Geräusche, die aus allen Himmelsrichtungen drangen, Mitchell in Schrecken. Angsterfüllt und vor Kälte zitternd, stand er am offenen Fenster, wo er Quieken und Pfeifen, Kreischen und Glucksen, Summen und Gelächter, Rauschen, Rasseln, Klicken und Trampeln vernahm. Nur zu gut kannte er diese Laute. Jene Monster, die er mit Hilfe des verwunschenen Papiers erschaffen hatte, waren sich wohl ihrer eigentlichen Bestimmung nicht mehr bewusst und schlugen jetzt instinktiv den Weg zurück zu ihrem Schöpfer ein.

»Was habe ich bloß falsch gemacht?«, raunte Mitchell reumütig. Sein Gehirn arbeitete auf Hochtouren an der Ursachenforschung. Es musste einen verhängnisvollen Umstand gegeben haben, durch den sein Kontakt zu den Kreaturen abgebrochen war. »Beverly Grant!«, schoss es ihm plötzlich durch den Kopf. »Sie hat die Verbindung zerstört, als sie das Papier berührte!«

Ihm graute bei dem Gedanken an ein Zusammentreffen all der Monster. Wenn sie sich in Fantasy tummelten, könnte das leicht das Ende der Stadt oder sogar das Ende der Menschheit bedeuten. Dies galt es zu verhindern! Deshalb holte Mitchell eiligst seinen Mantel, streifte ihn über und rannte die Straße hinauf zu Beverly Grant, in deren Vorgarten noch immer der verrückte Wurm tanzte.

»Sie müssen es aufhalten!«, schrie er ihr schon von weitem zu.

Sie sah ihn verwundert an. »Wie? Was? Ich muss es aufhalten? Was denn?«, rief sie.

»Kommen Sie mit, Beverly, Sie müssen uns retten!«, flehte er sie an.

»Ich verstehe nicht ganz«, antwortete sie zaudernd.

»Fragen Sie nicht! Kommen Sie einfach mit!« Mit diesen Worten packte Mitchell sie am Arm und riss sie mit sich fort.

Zornig widersetzte sie sich. »Sagen Sie mir endlich, was hier vor sich geht!«, schimpfte sie.

»Es ist das Pap... - es ist das Papier!«, stotterte er schuldbewusst. »Dieser Quentin schenkte es mir und von da an lief alles gut. Es hat mich wieder zum Star gemacht«, sprudelte er heraus.

»Was für Papier? Und wer ist Quentin?«, stieß sie verärgert hervor.

»Das Papier, das Sie gestern sahen! - Quentin ist ein Vertreter. Nein, er ist kein Vertreter. Er hat keinen Nachnamen. Es ist ein Pseudonym. Er ist seltsam. Ich bin mir nicht sicher, ob er überhaupt von dieser Welt stammt. Jedenfalls händigte er mir das Papier aus und ich begann zu arbeiten. Bald wurde ein Buch daraus. Es kam auf den Markt und floppte. Und eines Tages wurde es wahr! Für die Öffentlichkeit bin ich seitdem ein Hellseher. Ich schrieb die Geschichten nicht bloß - ich verwirklichte sie. Ich bestimmte über Glück und Leid, über Tod und Leben. Ich habe die Welt verändert. Ich habe diese Kreaturen erfunden und sie über die Menschheit gebracht. Ich hatte ja solch eine Macht!« Mitchells Augen funkelten. In Beverlys Blick hingegen mischten sich Furcht und Mitgefühl. Da bestand kein Zweifel, sie hielt ihn für wahnsinnig.

»Was erwarten Sie denn nun von mir?«, fauchte sie wütend.

»Vielleicht besitzen Sie jetzt diese Fähigkeit. Möglicherweise gehorcht der Zauber Ihnen. Schreiben Sie eine Geschichte, mit der Sie es beenden!« In seiner Stimme schwang noch Hoffnung. »Es liegt bei Ihnen. Ich bin all meiner Kraft beraubt.«

Beverly musterte ihn eingehend. Mitchell war völlig durchgedreht, ein Fall für die Psychiatrie. Er war verwirrt und zu jeder Tat fähig. Wie reagierte er, wenn sie ablehnte? Gewiss würde er ihr etwas antun. Also willigte sie ein und folgte ihm in sein Haus.

Mitchell schob sie förmlich durch den Flur in das Arbeitszimmer und drückte sie unsanft in seinen Drehsessel. Er breitete Quentins Papier vor ihr aus, reichte ihr den Füllfederhalter, und mit der Unerbittlichkeit eines Oberlehrers forderte er sie auf, sofort zu beginnen.

»Wie soll mir so schnell etwas einfallen?! Ich brauche Zeit zum Nachdenken, bevor ich anfangen«, entschuldigte sie sich mit fragender Miene.

»Sie müssen kein Glanzstück liefern, sondern die Welt retten!«, entgegnete er schroff. »Schreiben Sie einfach drauflos! Na, machen Sie schon!«

Der ungeduldige Urheber des ganzen Übels munterte Beverly nicht gerade auf. Schwerfällig hob sie an, eine Geschichte zu konstruieren. Sie nannte sie »Kollision der Monster«.

»Vergessen Sie nicht, das Asphalt-Monster einzufügen!«, mahnte Mitchell die genervte Beverly. Der Erfolgsautor dank Zauberpapier wurde nicht müde, seiner Gefangenen von all den Kreaturen zu erzählen, die er in den letzten Jahren erschaffen hatte, so dass sie auch jedes einzelne Ungeheuer in ihr Werk einbauen konnte.

»Beeilen Sie sich!«, jammerte er kläglich. »Ich höre ihre Schritte. Sie rücken immer näher.«

Beverly blickte mutlos in den wolkenverhangenen Himmel der Stadt Fantasy. Dann schrieb sie folgende Geschichte:

KOLLISION DER MONSTER

Die Kreaturen kamen, um sich vorm Hause ihres Schöpfers Mitch Mitchell zu versammeln. Das Asphalt-Monster fraß sich durch die Straße und blieb vor der Tür seines Herrn stehen. Die weißen Spukgestalten erschienen und begehrten Einlass. Die Wasserungeheuer tapsten die Gassen entlang und spien unaufhörlich Fontänen in die Luft. Das gelbe Knabbermonster stampfte hungrig auf einer Wiese umher, während es erfolglos nach Krümeln Ausschau hielt. Die schillernden Käfer bedeckten surrend jeden freien Fleck des Hauses und der Straße. Da brach ganz plötzlich ein Unwetter über Fantasy herein. Peitschender Regen wusch die Käfer von Dach und Wänden. Das glitzernde Ungeziefer ertrank und wurde vom Strom mitgerissen. Das Wasser spülte ebenso die Geister weg, deren immaterielle Hüllen vollends von den dicken Tropfen zerfetzt wurden. Das Knabbermonster löste sich unterdessen in einen gelben Brei auf. Der Donner grollte. Die Erde bebte und erschütterte die Stadt. Blitze zuckten am Himmel und trafen die Wasserungeheuer und das Asphalt-Monster. Die Ungetüme zitterten wie elektrisiert und plumpsten dann tot auf den Boden. Die Hexen stürzten von ihren Besen und versanken in den Fluten. Auch den Hundetöter trug der Regenfluss fort. Die Zombies trotteten durchnässt zurück zu ihren Gräbern und legten sich zur Ruhe. Der vampirische Bürgermeister zerfiel in seinem undichten Sarg bald zu einem feucht-klebrigen Aschehaufen. Wegen des ungastlichen Wetters düsten selbst die außerirdischen Besucher mit ihrem Raumschiff davon und flogen zurück zu ihrem Heimatplaneten. Da war die Herrschaft der Monster in Fantasy beendet.

Unzufrieden legte Beverly den Stift beiseite. Sie hatte eine wirklich schlechte Story geschrieben; wichtig aber war allein deren Umsetzung. Als sie sich erhob, fielen draußen in Fantasy die Monster ein. Kurz darauf begann der reinigende Regen. Die Bürger der Stadt liefen indessen schockiert durch die Straßen. Sie schrien und weinten, heulten und wimmerten.

»Es ist vollbracht!«, seufzte Beverly erleichtert, während sie durch die Fensterscheiben beobachtete, wie sich ihre grob gestrickte Geschichte buchstabengetreu ereignete. »Die Leute werden nicht erfreut sein, wenn sie erfahren, wem sie all das zu verdanken haben«, fügte sie hämisch hinzu.

»Was verlangen Sie von mir?«, fragte Mitchell, nichts Gutes ahnend.

»Ich will, dass Sie die Stadt verlassen! Ich will, dass Sie das Land verlassen!«, forderte Beverly. »Bevor Sie kamen, hatte ich den Markt in der Hand. Eines Tages soll es wieder so sein. Wir werden jetzt Quentins Papier vernichten und dann verschwinden Sie. Als Gegenleistung schweige ich über die Vorkommnisse.«

Mitch erfasste die Lage: Sie saß nun am Drücker - er hatte gar keine Wahl. Deshalb willigte er verdrossen ein.

Nachdem Beverly das Papier verbrannt hatte, überwachte sie Mitchells Auszug und jagte ihn persönlich aus seinem Haus und aus Fantasy. Als er das Ortseingangsschild passiert hatte, verabschiedete sie sich auf ihre Art.

»Ich habe Sie geschlagen!«, lachte sie kühn.

Daheim angekommen, erstarrte Beverly jedoch vor Grauen das Blut in den Adern, denn fröhlich tänzelnd wand sich noch immer der harmlose grüne Wurm in ihrem Vorgarten.

Währenddessen verließ Mitchell nach seinem überstürzten Weggang, besser gesagt, seiner Vertreibung, fluchtartig das Land.

weiter >>

Die Heimsuchung

Mitchell fand im Nachbarland eine neue Heimat und zog sich, frustriert und von der Enttäuschung verbittert, aus dem Literaturgeschäft völlig und endgültig zurück. Er war des Hoffens auf bessere Zeiten müde geworden, hatte Angst, abermals auf die Nase zu fallen und gedemütigt zu werden. So führte er nun ein beschauliches, doch eintöniges Dasein ohne Höhepunkte und Krisen - jahraus, jahrein im selben angenehmen Trott der gepflegten Langeweile.

Sein Leben als Schriftsteller mutete ihn im Nachhinein hohl und sinnlos an. Es gehörte in eine andere Zeit, die weit zurücklag, in eine Welt, die er für immer hinter sich gelassen hatte. Nie wieder wollte er daran anknüpfen, nie wieder einen Fuß über die Schwelle eines Verlagshauses oder einer Buchhandlung setzen. Diese klägliche, unbedeutende Szene mit ihren ichtsüchtigen, dünkelfaften Ikonen musste künftig ohne ihn auskommen. Er, der alle Höhen und Tiefen einer Autorenkarriere durchlaufen hatte, blickte nur noch ungerne zurück, und wenn, dann mit einem spöttischen, selbstzufriedenen Lächeln.

Mitchell führte jetzt ein gänzlich anderes Leben. Sein Bewusstsein für die Natur und die Dinge, die ihn umgaben, war aufs Äußerste geschärft. Er sah Blumen blühen und Blätter wachsen, bestaunte die prächtige Laubfärbung im Herbst und betrachtete ehrfürchtig den funkelnden Sternenhimmel, lauschte dem Rauschen der Baumwipfel, dem Heulen des Windes und dem fröhlichen Plätschern des kleinen Baches neben seinem Haus. Sogar der Wetterbericht war für ihn von größter Wichtigkeit. Daher muss es uns nicht wundern, dass die für diese Nacht herausgegebene Sturmwarnung bei ihm auf Interesse stieß - bot das bevorstehende Unwetter doch eine willkommene Abwechslung.

Außerdem glaubten selbst ernannte Sterndeuter seit Wochen eine Unheil verkündende Planetenkonstellation am Himmel zu erkennen, die bald einen schlechten Einfluss auf das Schicksal der Menschen ausüben könnte und deshalb wahrlich nichts Gutes verheiß. Mitchell, der ja aus eigener Erfahrung wusste, dass man übernatürliche Kräfte nicht unterschätzen darf, nahm die Prophezeiungen der Astrologen ernst und harrete gespannt aus mit einer gewissen inneren Unruhe, die ihn belastete und ihm auf den Magen schlug.

Der frostige Wintertag neigte sich und die Schatten wuchsen bedrohlich, als Mitchell von seinem Spaziergang zurückkam. Es war klirrend kalt und der Wind peitschte ihm gehörig an die geröteten Ohren, während er durch den knirschenden Schnee schlurfte. Die kahlen Bäume auf seinem Anwesen standen starr wie vereiste, sorgfältig aufgestellte Mumien in frischen Leichentüchern. Bis auf den böigen, wild und wilder fauchenden Wind schien alles steif und tot. Durchgefroren und missmutig rettete sich Mitchell in sein Haus, wo die lodernden Flammen im Kamin behagliche Wärme und ein anheimelndes Licht verbreiteten. In Erwartung einer besonderen Nacht schickte er die Bedienstete heim und streckte sich dann wohligh auf dem Liegesofa aus.

* * *

Der Glockenschlag der Turmuhr, der vom Marktplatz herüberschallte, riss Mitchell um Mitternacht aus dem Schlaf. Er lag noch immer auf seinem Sofa und wollte endlich zu Bett gehen, denn das Kaminfeuer war inzwischen erloschen und der Raum merklich kühler geworden. Da klopfte es am Fenster. Er stand auf und blickte durch die Scheiben, konnte jedoch nichts erkennen. Selbst die Position des Mondes war nur schwer auszumachen, weil sein Licht kaum durch die dichten Schichtwolken gelangte, die den Himmel mittlerweile verhüllten. Als Mitch sich wieder entfernte, pochte es abermals.

»Wer ist da?«, rief er neugierig, erhielt allerdings keine Antwort.

Er lief zurück zum Fenster und öffnete den rechten Flügel, woraufhin sofort eisige Nachtluft in das Zimmer drang. Der Sturm wütete heftiger denn je und zwickte Mitchell in Nasenspitze und Ohren. Er drehte den Kopf ruckartig erst nach links, dann nach rechts, um sich zu vergewissern, dass niemand da war. Dabei schien es ihm, als ob gerade etwas an ihm vorbeiflattere. Kopfschüttelnd schloss er das Fenster. Wer immer sich dort draußen befand, wollte sicher nicht zu ihm, denn mit Besuchern war zu vorgerückter Stunde und bei diesem Wetter ohnehin nicht zu rechnen. Doch als er sich umsah, wurde er eines Besseren belehrt. Tatsächlich hockte auf dem Kaminsims ein großer schwarzer Vogel, der sich bei näherer Betrachtung als Rabe entpuppte.

»Dir ist wohl kalt?«, redete Mitchell das Tier an, das unbeirrt sein glänzendes Gefieder zurechtzupfte.

Eigentlich mochte er keine Vögel, Raben schon gar nicht. Sie waren bloß früher dann und wann in seinen

Gruselgeschichten als Unglücksboten aufgetaucht. (Ein Gedicht des Meisters der Horrorliteratur, Edgar Allan Poe, hatte ihn dazu inspiriert.) Der Ex-Autor war jetzt wirklich zu müde, um noch auf Vogelfang zu gehen, und es sah auch nicht danach aus, als ob sich der ungebetene Gast so leicht verscheuchen ließe.

»Meinetwegen kannst du die Nacht hier verbringen«, sprach er den Raben an, »aber morgen jage ich dich fort, so wahr ich Mitch Mitchell heiße.«

Just in diesem Moment schellte es an der Tür. Mitch öffnete.

»Guten Abend, Mr Mitchell!«, grüßte höflich ein distinguiertes Herr im schwarzen Cape.

»Kennen wir uns, Mr ...?«, stammelte der ehemalige Autor.

»Nun, ich war bereits des Öfteren in Ihrem Auftrag unterwegs«, stellte der Fremde klar. »Es wird Zeit, dass wir uns einmal persönlich begegnen.«

»Kommen Sie nur herein!«, lud Mitch den dünnen Mann im Cape freundlich ein. Er war ihm sonderbar vertraut.

Das gelbliche Licht im Flur schmeichelte dem blassen Teint des Besuchers ungemein. Trotzdem hatte der seltsame Herr etwas sehr Beunruhigendes an sich. Sein stechender Blick benebelte Mitchell; daher vermied er es, seinem Gast in die Augen zu schauen. Er bot Speisen und Getränke an, doch der Fremde lehnte dankend ab.

Bevor sich aber ein Gespräch entwickeln konnte, bimmelte es nochmals. Draußen stand, bekleidet mit Hut und Radmantel, ein vornehmer Herr, der Einlass begehrte. Ohne den anderen Besucher zu beachten, setzte sich der Neankömmling in einen etwas abseits stehenden Sessel und zündete sich eine Pfeife an.

Wieder läutete es und wieder öffnete Mitchell, woraufhin ein großer, kräftiger Mann in die Diele trittete, dessen Gesicht, Hals und Hände durch Narben entstellt waren.

Kaum hatte Mitch die Tür hinter sich geschlossen, schrillte die Klingel erneut. Dem Autor erstarrte das Blut in den Adern, als er des vierten Gastes gewahr wurde. Dieser war schon halb verrottet, seine Haut und seine Kleidung blätterten ab und er verbreitete einen faulen Geruch. Mitchell ließ das Monster passieren, wobei er ungläubig die Hand vor die Augen hielt.

War das vielleicht ein Albtraum? Was wollten bloß all die Ungeheuer von ihm? Und wer würde sich wohl noch zu ihnen gesellen?

Als es ein weiteres Mal klingelte, rechnete er mit dem Schlimmsten. In der Tat konnte es nicht ärger kommen, denn der nächste Besucher war von Kopf bis Fuß mit Leichentüchern umwickelt. Die folgenden Gäste waren halb transparente Geister. Sie spazierten gleich durch die Mauerritzen in das Haus. Dann sprang ein Wolf durch das Fensterglas, das hierbei klirrend zersplitterte. Und ein riesiger Affe trat einfach die Tür ein.

Mitchell stand starr vor Schreck im Flur und zitterte vor Kälte, denn der eisige Wind drang nun durch die zertrümmerte Tür und das offene Fenster herein und verursachte Zugluft. Da half es wenig, dass der Herr mit der Pfeife das Kaminfeuer wieder angefacht hatte.

Plötzlich vernahm Mitchell ein lautes, eigenartig donnerndes Motorengeräusch. Bald darauf erhellte ein grelles, blau-rot-gelbes Licht seinen Vorgarten, und wenig später landete dort unter ohrenbetäubendem Lärm ein unbekanntes Flugobjekt, dem drei kleine graue Männlein entstiegen, die auf sein Haus zusteuerten.

»Wer sind Sie?«, rief der ehemalige Autor entsetzt, der Verzweiflung nahe. »Was wollen Sie von mir?«

»Ich bin Sherlock Holmes«, stellte sich der vornehme Herr mit der Pfeife vor.

»Mein Name ist Graf Dracula«, klärte der dürre Mann im Cape seinen unfreiwilligen Gastgeber auf.

»Frankensteins Schöpfung«, murmelte kaum verständlich der zusammengeflickte Tollpatsch.

»Wir sind außerirdische Wesen«, erklangen die metallischen Stimmen der Männlein aus dem Raumschiff im Chor.

»Sherlock Holmes?«, wiederholte Mitchell zweifelnd. »Graf Dracula? Frankensteins Kreatur? Außerirdische?« Der Ex-Autor weigerte sich zu glauben, was eigentlich ganz offensichtlich war. »Sie alle sind Romanfiguren!«, schrie der geschockte Schriftsteller. »Sie sind nicht real! Nicht aus Fleisch und Blut! Nur in der Phantasie von Horrorautoren entstanden!«

Mitchell lief aufgewühlt in der Diele umher und stöhnte fortwährend: »Das ist nicht wahr! Nein, nein! Niemand ist hier. Ich bin ganz allein. Es ist bloß ein Traum.«

Verwirrt ging er auf und ab und redete sich ein, dass er die ungebetenen Gäste vertreiben konnte, indem er einfach ihre Anwesenheit leugnete. Doch schon die Tatsache, dass Fenster und Tür zerstört waren, bewies untrüglich, dass wirklich jemand in sein Haus eingedrungen war, dem es offensichtlich an guten Manieren mangelte.

»Wir sind gekommen, um Sie zur Rechenschaft zu ziehen«, begann der Herr im Radmantel, der sich für Sherlock Holmes ausgab und ebenso leidenschaftlich Pfeife schmauchte wie sein Alter Ego aus Sir Arthur Conan Doyles Detektivgeschichten.

»Was habe ich denn Unrechtes getan?«, jammerte Mitchell erbärmlich.

»Sie haben uns benutzt!«, entgegnete Graf Dracula mit schneidender Stimme und gereiztem Blick.

»Benutzt?« Mitch setzte eine Unschuldsmiene auf. Langsam aber dämmerte ihm, womit er sich den Zorn der illustren Runde zugezogen hatte.

»Sie riefen uns immer wieder zu sich«, lispelten die dünnen Stimmen der Gespenster.

»Ich musste als Monster für eines Ihrer schlechtesten Machwerke herhalten«, brummte verärgert die wandelnde Mumie.

»Nun ja«, räumte Mitch ein, »ich habe über jeden von Ihnen irgendwann eine Story geschrieben.«

Dem Autor wurde klar, weshalb sie ihn auf so unhöfliche Weise heimsuchten: Sie nahmen ihm übel, dass er Erzählungen verfasst hatte, bei denen sie eine nicht unbedeutende Rolle spielten.

»Mein Leidensgenosse Graf Dracula war für Sie ein willfähiges Opfer«, erläuterte Sherlock Holmes. »Keine Nacht hatte er seine wohlverdiente Totenruhe. Ständig schickten Sie ihn auf die Jagd nach Menschenblut. Dank seiner Hilfe schnellten Ihre Verkaufszahlen in die Höhe. Sie jedoch quälten ihn weiter und ließen ihn immer grausamere Tode sterben. Das war sehr unfair!«, warf der fleischgewordene Meisterdetektiv Mitchell vor. »Freund Rabe zwangen Sie zu flattern, bis seine Flügel erlahmten. Gevatter Werwolf sollte heulen, bis er ganz heiser wurde. King Kong veranlassten Sie, sich so oft an die Brust zu klopfen, dass sein Körper heute Dellen hat. Der bemitleidenswerten Frankensteinischen Kreatur schmerzen vom Herumtraben bereits sämtliche Narben. Die Mumie verliert langsam ihre Tücher und die Gespenster sind des Spukens müde. Kurzum, wir sind Ihnen nicht länger ergeben«, brachte Holmes die Sache auf den Punkt. »Wir stehen Ihnen fürderhin nicht mehr zu Diensten.«

»Ich möchte in meinem Grab liegen bleiben«, sprach der halb verfaulte Zombie.

»Ich will in meinem Sarg schlafen«, zischte Graf Dracula erbost.

»Wir werden uns verflüchtigen«, flüsterten die Geister.

»Wir würden gerne noch weiterfliegen«, meinten bedauernd die Außerirdischen, »doch unser Raumschiff ist altersschwach.«

Mitchell war dem Wahnsinn nahe. Er versuchte, einen vernünftigen Gedanken zu fassen. »Womit habe ich Sie verärgert, Mr Holmes?«, wandte er sich schließlich an den Anführer der meuternden Schar.

»Mich?« Holmes zog höhnisch grinsend an seiner geliebten Pfeife und blies bläuliche Ringe in die Luft. »Ich preise Ihren Humor, Mr Mitchell! Ich möchte Tabak schmauchen und Geige spielen, mit der Droschke fahren und Rätsel lösen. Sie aber zerren mich in dieses unselige ausgehende zwanzigste Jahrhundert und langweilen mich mit Ihren leicht durchschaubaren Fällen. Zu allem Übel verbieten Sie mir aus gesundheitlichen Gründen das Rauchen, nur um Ihre Leser davon abzuhalten, es mir gleichzutun. Ich bin zutiefst verärgert und nicht mehr willens, Ihre schlechten Romane aufzuwerten. Sie müssen sich von jetzt an eigene Figuren ausdenken!«, forderte er barsch.

»Ich glaube, Sie sind nicht ganz auf dem neuesten Stand«, gab Mitch sich nun betont leutselig. »Ich habe mich längst aus diesem Geschäft zurückgezogen und beabsichtige nicht, irgendwann wieder einzusteigen. Ich verspreche Ihnen, ich werde Sie nie mehr belästigen, meine Herren!«

Darauf reagierten alle Anwesenden erleichtert. Der Rabe flog fröhlich durch das Fenster und der Werwolf preschte davon, wobei sich sein Heulen in der Nacht verlor. King Kong stapfte hinaus und Frankenstein's Monster trabte hinterher. Die Mumie taumelte den Weg zum Fluss hinunter. Auch Sherlock Holmes schritt wie befreit aus dem Haus, während sich die Geister nach und nach in Luft auflösten.

Es hätte eine friedliche Nacht werden können, wären nicht der Vampir und der Zombie noch hungrig gewesen. So nahmen die beiden ungleichen Wesen der Finsternis einen letzten Imbiss ein. Die Reste der blutigen Mahlzeit sammelten die Außerirdischen für Forschungszwecke und rüsteten sich zur Heimreise in ihrem klapprigen Flugvehikel.

Der Vampir

Du kommst daher und sagst ganz kühn,
du glaubst nicht an Vampire.
Ich weiß, du glaubst es bald, mein Freund.
Drum sei ganz still und höre,
was vergangene Nacht geschah,
was ich in meinem Zimmer sah.

Es war so kurz nach Mitternacht -
da bin ich plötzlich aufgewacht.
Der Sturmwind durch die Gassen braust,
als etwas in mein Zimmer saust.

Als wären wir schon lang bekannt,
hockt es nun keck an meiner Wand.
Ich seh das Wesen - es ist fett.
Mit einem Male graut es mir.
Das, was da kriecht auf meinem Bett,
ist ein abscheulicher Vampir!

Er ist ganz schwarz, hat lange Beine
und weite Flügel hat er auch.
Nur eine Seele hat er keine,
dafür 'nen dicken, runden Bauch,
prall gefüllt mit feinstem Blut
von Menschen, die er jagen tut,
die schnell er beißt und aussaugt schier -
jetzt ist die Reihe wohl an mir.

Mal schwirrt er mir um meine Ohren,
kriecht an der Decke bald entlang.
Bin ich zur Beute denn geboren?
Ich glaube nicht, doch mir ist bang.

Er wird mich fangen, wird mich packen.
Ich muss versuchen, ihn zu schlagen.
Wenn er mich beißt in meinen Nacken,
wird gierig er dann an mir nagen.

Leider kann er auch noch fliegen!
Ich lieg halb wach und halb im Traum.
Werde ich ihn dennoch kriegen?
Ach, das schaffe ich wohl kaum!

Die Dunkelheit ist mir ein Graus.
Er sieht bei Nacht und ich kann's nicht.
Drum streck ich meinen Arm nur aus
und schon mache ich mir Licht.

Nun zähle die Sekunden
und dreh noch ein paar Runden!
Pass auf, wenn ich mich bücke
und schau hinab zu dir!
Wenn ich dich gleich zerdrücke,
bist du 'ne tote Mücke,
du elender Vampir!

Information zur Autorin

Tabaka Derby Messer wurde 1972 als Heike Hilpert in Plauen geboren. 1987 begann sie, Horrorgeschichten, phantastische Erzählungen und Gruselhumoresken zu schreiben. Im Jahre 2001 gründete die passionierte Schriftstellerin einen Selbstverlag, um ihre Werke in eigener Regie zu veröffentlichen. Ihr erstes Buch erschien im Juni 2002. Seit 2005 gibt die Autorin Sammelbände als eBook-Editionen heraus.

Nähere Informationen finden Sie im Internet.

www.gruselgeschichten-online.de

info@gruselgeschichten-online.de

Bereits veröffentlichte Werke der Autorin:

Hilfe, es spukt! (2002)

25 Gruselgeschichten

Messer's Gesammelte Horrorgeschichten - Band I (2005)

Siebzehn Gruselgeschichten

Messer's Gesammelte Horrorgeschichten - Band II (2006)

Acht Gruselgeschichten & ein Gedicht

Messer's Gesammelte Horrorgeschichten - Band III (2007)

Sieben Gruselgeschichten & zwei Gedichte

Messer's Gesammelte Horrorgeschichten - Band IV (2008)

Acht Gruselgeschichten & sieben Gedichte

Messer's Gesammelte Horrorgeschichten - Band V (2013)

Zehn Gruselgeschichten - Best of T. D. Messer

Impressum

Erstausgabe 2006

Dieses Werk erscheint als eBook-Edition.

© 2006 by Tabaka Derby Messer

© 2006 Heike Hilpert, Selbstverlag, Plauen

Letztes Update: April 2013

Lektorat/Layout/Herstellung/Vertrieb:

Heike Hilpert, Selbstverlag, Plauen

Alle Texte wurden nach den neuen amtlichen Rechtschreibregeln korrigiert. Der Verfasser behält sich jedoch vor, in Einzelfällen auf das alte, nicht mehr gültige Regelwerk zurückzugreifen.

Ausdruck, Vervielfältigung und Herstellung von Sicherungskopien zur privaten Verwendung erlaubt.

Nicht kommerzielle Verteilung und Veröffentlichung nur mit Quellennachweis gestattet.

Kommerzielle Nutzung des eBooks ist strengstens verboten.

Weiterverwertung des eBooks, z. B. Übersetzung, ohne Erlaubnis des Herausgebers nicht gestattet.

Bearbeitung und Veränderung des eBooks untersagt.

Alle Bestimmungen gelten auch für einzelne Erzählungen und Textauszüge.

Nutzungsrechte siehe AGB des Selbstverlages.

Alle Rechte vorbehalten.

Made in Germany 2006

Preis: 0 €